# Tag für Tag.

Von

**Fürst K. W. Meschtscherski.**



Übersetzt aus dem Russischen

von

**Dr. Hermann Roskoschny.**



Leipzig
Slavische Buchhandlung
H. Roskoschny.

# Inhalt.

I.

## Der Brief meines Vaters.

Ich bin Landgeistlicher; meine Vorbildung habe ich an der geistlichen Bildungsanstalt in M. erhalten, von wo ich als Psalmensänger an die Kirche im Dorfe N. des W.=schen Kreises kam und dann nach meiner Verheiratung zum Diakon, nachher zum Geistlichen befördert wurde und bald darauf die Pfarre Ju ... ki erhielt, in der ich jetzt noch wirke.

Als ich in das Dorf Ju ... ki kam, war ich sechsundzwanzig Jahre alt.

Mein Vater war gleichfalls Geistlicher.

Er starb kurz vor meiner Versetzung nach dem Dorfe Ju ... ki, und hinterließ mir als Erbschaft einige von ihm gesammelte seltene alte Bücher und — was mir das kostbarste war — seinen Segen in einem Brief,

den er kurz vor seinem Ende ausdrücklich für mich geschrieben hatte.

Ich teile diesen Brief hier ganz mit:

„Binnen kurzem, mein lieber Sohn, werde ich diese sündhafte Welt verlassen. Obwohl ich nicht alt an Jahren bin, so bin ich doch im Kampf mit des Lebens Not gealtert und entkräftet, welche ich dank der Gnade des Herrn ohne Murren erduldet habe so lange ich denke.

„Ich verheimliche nicht, daß ich während Deiner Lehrzeit mir mit der Hoffnung schmeichelte, daß Gott mir werde die Freude zu teil werden lassen, Dich bald erwachsen und auf der mühsamen Bahn des selbständigen Lebens Fortschritte machend zu sehen.

„Ich werde das sehen," sprach ich zu mir, „und darin eine Erquickung für mein frühzeitiges Alter finden."

„Doch Gott beliebt es offenbar nicht, mir diese zu gewähren. Ich fühle, daß mit dem Beginn Deiner geistlichen Thätigkeit sich das nahende Ende meines sündhaften Lebens verbindet. Der Wille des Herrn geschehe! Für alle Fälle schreibe ich Dir diesen Brief, damit Dir stets im Gedächtnis bleibe das Wort Deines alten Vaters, das in Liebe geschrieben wurde, um Dich zu belehren und zu kräftigen für das Verständnis des vor Dir liegenden Lebens.

„Nicht leicht ist dieses Leben, mein Sohn! — „Wenn Du willst vollkommen sein, verkaufe all Dein Gut, verteile es unter die Armen und folge mir nach," sagte unser Herr Jesus Christus zu dem ihn fragenden Jüngling. Der Jüngling wurde betrübt und folgte nicht Christus, sondern ging von ihm fort. Von einem Geistlichen, mein Sohn, und noch dazu von einem Landgeistlichen, der vollkommen sein und den Spuren Christi folgen will, fordert der Herr heute noch mehr. Es genügt nicht, daß er allen irdischen Gütern entsage; es genügt nicht, daß er, nachdem er allem entsagt, den Spuren Christi folgt und andere lehrt, ihnen zu folgen; es genügt nicht, daß er, selbst ein Beispiel uneigennützigen Dienstes der Kirche und ihrem Oberhaupte, die Herde Christi durch dessen Wort erleuchtet. Nein, mein Sohn, alles das ist noch ungenügend: er muß gleich dem von ihm geliebten Christus sich nicht bloß Werken der Barmherzigkeit und der Verkündigung der Liebe widmen, sondern er muß sich auch schmähen, anspeien, ohrfeigen lassen und das Kreuz tragen — ein schweres und qualvolles Kreuz — ein Kreuz, von dem man ihn erst abnimmt, wenn er gleich Christus auf Golgatha gesagt hat: „Es ist vollbracht!" ... und den Geist aufgiebt.

„Ja, mein Sohn, Dich erwartet kein beneidenswer-

tes Los in der jetzigen Zeit, in welcher der Verstand der überklugen gebildeten Leute sich immer mehr von der Gemeinschaft mit der Kirche entfernt. Wenn man jetzt von einem Geistlichen spricht, geschieht es nur, um nachzuweisen, daß er etwas Unnützes sei, um auf seine Hilflosigkeit, so zu sagen auf seine niedere Stellung hinzuweisen; doch wer wagt davon zu sprechen, daß er seiner bedarf, von den Mitteln, ihm zu helfen, seinen Gehalt zu erhöhen?

„Es giebt allerdings Leute, die offenbar bereit sind, uns die hilfreiche Bruderhand zu reichen, doch vor ihnen muß man sich vor allem hüten — das sind Füchse, die sich in den Schafstall geschlichen haben. Sie bieten ihren Beistand unter Bedingungen an, und diese Bedingungen, die vom Geist dieser Zeit erfüllt, sind derart, daß sie den Verzicht auf das Hauptziel unseres hohen Berufes — den Eifer für Gott — in sich schließen. Seid gleichgültig gegen Euern Dienst, kümmert Euch nicht um Eure Herde, lasset uns für sie sorgen und wir werden Euch dafür mit unserem Wort beistehen — das ist 's was heutzutage unsere Obern sprechen.

„Und so hast Du, mein Sohn, von niemandem außer von Gott und Deinem Hirtenberuf Beistand zu erwarten. Meine Stellung war stets zu demutsvoll und unbedeutend, als daß ich mich hätte erkühnen können, meine

Blicke weit und hoch schweifen zu lassen. Ich konnte bloß mein ganzes Leben in meinem Herzen ahnen, was meine Augen zu sehen und meine Ohren zu hören sich nicht erkühnten. Für uns giebt es nirgends — das fühlte ich — weder Stütze noch Liebe. Man ladet uns unerträgliche Lasten auf, aber niemand will sie auch nur mit einem Finger berühren. Man sagt zu uns: Ihr seid habgierig, Ihr seid unwissend, Ihr kümmert Euch nicht um Eure Schafe; andere gehen noch weiter und sagen, daß wir durch unsere Sorge um die Beobachtung der Feiertage das Volk zur Trunksucht verleiten — doch wer hat an die Erleichterung der Lebenslage der uneigennützigen Priester gedacht, wer hat daran gedacht, den Geistlichen durch den Verkehr mit der gebildeten Gesellschaft zu bilden und solchen Geistlichen Hilfe zu bringen, die sich um ihre Schafe kümmern, aber bei ihrem schweren Werke ihre Kräfte schwinden sehen? Fand sich auch nur eine Stimme, die zu sagen wagte, daß es sehr viele Geistliche gebe, für welche die Trunksucht des Volkes an den Feiertagen keine Einnahmequelle sei, sondern ein Gram und eine große Trübsal, welche zu flehendlichen Bitten an das Volk veranlasse, zur Besinnung zu kommen und Gott zu fürchten — daß aber diese Bitten die Stimme eines Rufenden in der Wüste bleiben, da der Stimme des armen Landgeistlichen niemand Glauben schenkt?

„Wir haben eine schwere Zeit durchlebt, mein Sohn, doch Deine ist noch schwerer. Früher hatten wir keine Fürsprecher, das ist wahr, doch jetzt sind unsere Fürsprecher Heuchler, aber die gegen uns Sprechenden sind Legion, und ihre Macht und Kühnheit sind erstaunlich. Jetzt ist der Geistliche zu einer litterarischen Frage geworden, er wird theoretisch erörtert, doch nie hat er so wenig Bedeutung im Leben gehabt wie gerade jetzt, da er zum Gegenstand von Artikeln und Artikelchen geworden ist. Überall spricht man von ihm, doch wenn sich in diesem Schriftenmeer nur ein Tropfen Herzenswärme fände, wäre es schon viel.

„Alles dies, mein Sohn, sage ich Dir nicht mit der Absicht, Dir den Geist der Verzagtheit einzupflanzen ... im Gegenteil, je mehr sich ein Sohn der Kirche Christi — und ein Priester der Kirche Christi erst recht — dem Ideal dieser Kirche nähert, dem für die Menschen gekreuzigten Christus ... um so mehr muß er sich seines Berufes als Kirchenhirt würdiger fühlen, um so stärker muß in ihm der Geist der Hirten sein, um so schöner für ihn sein dornenvoller Pfad, um so größer sein Gottvertrauen, und um so mächtiger wird in ihm und durch ihn der göttliche Segen wirken, den Christus hinterlassen hat als Zeugnis für die Ewigkeit und die Macht seiner Kirche zu allen Zeiten und bei allen

Zölkern. Wenn Christus seinen Aposteln vorhergesagt hat, daß man sie aus dem Tempel jagen, sie seinetwegen verfolgen und martern und töten werde, müssen da nicht wir, seine unvergleichlich sündhafteren und dem Herzen Christi weniger nahe stehenden Diener wünschen, uns ihm durch das Mittel der Erduldung größerer Qualen und Verfolgungen zu nähern? Fürchte sie nicht: nur wer alles bis zu Ende erduldet hat, wird selig werden.

„Vor allem, mein Sohn, sei friedfertig und sanftmütig. Friedfertigkeit und Sanftmut werden die Menschen zu Dir heranziehen, stolze Gedanken und ärgerliche Hast werden sie von Dir zurückstoßen. Obwohl ich nicht alt geworden bin, so habe ich doch nicht geringe Lebenserfahrungen gesammelt. Diese Erfahrungen haben mich gelehrt, was ich jetzt Dich lehren will. Denke nicht an das Morgen, sondern denke an das Heute; denke nicht daran, wie Du mit einem Schlage Deine Gemeindeangehörigen an Dich fesseln kannst, sondern daran, ob sich heute vielleicht unter vielen auch nur eine einzige Seele bekehrt, der Du mit christlicher Liebe helfen könntest.

„Und glaube mir, das Heute wird Dir alles bringen was Du morgen brauchst, da Dir eine Seele den Zutritt zu vielen erschließen wird, während die

Sorge um das Morgen Dich hindern würde, den heutigen Tag nutzbringend zu verwerten.

„Der Herr segne Dich in Deinem Amte, und es wird auch mein Segen mit Dir sein, der Segen eines sündhaften und unwürdigen Dieners des Herrn.“

## II.

## Die Wirkung dieses Briefes.

Ich will nicht die Empfindungen schildern, welche dieses Schreiben in mir wachrief, als ich es zum ersten Male durchlas.

Ich begriff jedes Wort, doch nicht genug daran: ich erduldete mit meinem Vater in diesen wenigen Minuten alles, was er im Verlaufe seines Lebens erduldet hatte, — doch wie hatte er es erduldet? Indem er allen verzieh, alle liebte und niemanden verdammte.

Mein Herz krampfte sich schmerzhaft zusammen, weil ich, gestützt auf diesen Brief, zu erkennen vermochte, daß er nicht umsonst gelitten hatte.

Zu jedem Tage seines Lebens, der, wie er in dem Briefe sich ausdrückte, dem Guten geweiht war, gesellte sich nach seinem Ende noch ein Tag, ein für mich ewig denkwürdiger Tag, an dem er auch mich gelehrt, nur für den heutigen Tag zu sorgen.

Zu den Seelen, denen er, als er lebte, einzeln zu Hilfe kam, gesellte sich, als er tot war, noch eine Seele, die von seinem Wort gekräftigt und erleuchtet war!

Dieses Gefühl war für mich ein Wunder göttlicher Gnade.

Ich erhielt den Brief meines Vaters vom Mütterchen zugleich mit der Nachricht von seinem schmerzlosen, sanften und christlichen Ende, und er traf mich in einer Geistesstimmung, in der jedes Wort des Briefes als ein Ausdruck meiner verborgensten Gedanken erschien.

Es waren erst drei Wochen vergangen, seit ich mein geistliches Amt angetreten hatte.

Mein Eifer im Streben nach einer Menge großer Ziele war voll entfacht. Erst gestern saß ich mit meiner Frau bis Mitternacht beisammen und hatte mit ihr darüber gesprochen, was ich hier thun müsse, und wenn uns viele Aufgaben erwarteten, so fühlten wir doch beide, wie unsere Kräfte sich zur Durchführung dieser Aufgaben stählten.

Nur Eins verwirrte mich sozusagen, als wir bereits unsere Unterredung beendet hatten: wir hatten für alles, was wir ersonnen, keinen Anfang ausgedacht. Wir hatten beständig davon gesprochen, was zu thun sei, aber wir waren uns nicht darüber klar geworden, womit die Arbeit zu beginnen sei.

Noch mehr verwirrte mich in dieser Nacht der Umstand, daß, als ich, schon dem Einschlafen nahe, alles Besprochene ordnete, mich die Gedankenverwirrung und die Erkenntnis ihres Zusammenhanges mit der Unklarheit des Ausgangspunktes überraschte, da ich keinen Anfang fand, von dem aus alle ferneren Gedanken wie aus einer natürlichen Quelle sich hätten ergießen können. In dieser Verwirrung verschlang sich ein Gedanke mit dem andern, der eine wurde abgebrochen, ein anderer führte mich zu weit, aber ein Anfang war nicht vorhanden ...

Und da kam am nächsten Tage der Brief meines Vaters, gleichsam als Antwort auf meine aufrichtige Bekümmernis.

Konnte ich ihm eine andere Bedeutung beilegen als die einer wunderbaren Äußerung der Barmherzigkeit und weisen Fürsorge Gottes?

Zu der Trauer über den Verlust des Vaters gesellte sich die Freude über den unmittelbaren Verkehr mit seiner Seele; dieser Verkehr wurde von uns so lebhaft gefühlt, daß wir nicht nur keinen Gram über seinen Verlust empfanden, sondern er uns durch den Brief gleichsam noch näher trat und unseren Herzen fühlbar wurde.

Und mit diesem Tage beginnt für mich ein neuer

Lebensabschnitt, sowohl als Mensch wie als Geistlicher.

Später erkannte ich, daß mein Vater mich so zu sagen unter Hungerqualen erzogen hatte. Er beschränkte sich auf die ärmlichste Kost, auf Brot, Kohl, Milch und Obst, um aus allem übrigen ein bescheidenes Einkommen zu gewinnen, und dieses Geld sandte er mir zu meinem Lebensunterhalt und zum Ankauf von Büchern, ohne mir ein einziges mal etwas von seiner Notlage zu verraten; wenn ich als Gast bei ihm weilte, änderte er seine Kost und gab sich den Anschein, als habe er stets Überfluß an Lebensmitteln, indem er dem Mütterchen streng verbot, mir etwas davon zu sagen; ich wußte auch nicht, daß er von niemandem für die Ausübung der geistlichen Amtshandlungen Bezahlung annahm und nur von dem, was man ihm brachte, seine kleine Schule unterhielt. Als ich das alles erfuhr, konnte ich nicht umhin, eine besondere Verehrung für das Andenken des Vaters zu empfinden, und seinen Willen für mich in allem zum Gesetz zu machen, das erschien mir als eine Pflicht der Dankbarkeit, der mich zu entziehen ein schweres, himmelschreiendes Verbrechen gewesen wäre. Seine Persönlichkeit und sein Leben als Vorbild zu nehmen und es nach Kräften nachzuahmen, wäre nur eine Pflicht der Dankbarkeit gewesen,

doch alles das ereignete sich früher als ich die eben mitgeteilten Einzelheiten von der Mutter erfuhr.

Dieser Brief allein machte den Vater in meinen Augen zu einem Ideal ...

## III.

## Ein Blick auf meine jüngste Vergangenheit.

Um zu veranschaulichen, welchen tief einschneidenden Einfluß dieser Umschwung in meinen Idealen auf mein Leben ausübte, halte ich es für meine Pflicht, mit wenigen Worten ein Bild meiner jüngsten Vergangenheit zu entwerfen: das ist meiner Lage während der ersten drei Wochen meines Aufenthaltes im Dorfe Ju...ki.

Seine Eminenz, der mich zum Geistlichen geweiht hatte, forderte mich auf, vor der Abreise nach meinem Dorfe noch einmal zu ihm zu kommen, um einige Anweisungen in Empfang zu nehmen.

Am folgenden Tage fand ich mich bei dem Erzbischof ein.

Er empfing mich allein.

Seine Worte kamen vom Herzen und verrieten überdies Kenntnisse von den Zuständen der Pfarrei, für

die ich bestimmt war, und des Geistlichen, dessen Stelle ich einnehmen sollte.

Nachdem er auf die bedeutende sittliche Verwahrlosung meiner zukünftigen Pfarrkinder hingewiesen, eine Folge zweier Ursachen: der Nachbarschaft von Fabriken und der privaten Beziehungen zur Gouvernementsstadt — entwarf der Erzbischof in einigen Worten die ganze Schwierigkeit meiner künftigen Aufgabe und die ganze Wichtigkeit meines Berufes, wobei er mir sein Vertrauen aussprach, das auf dem mir erteilten guten Zeugnis des Leiters der geistlichen Erziehungsanstalt beruhte.

Dann küßte mich der Erzbischof, erteilte mir seinen Segen und entließ mich.

Als ich in das Dorf kam, traf ich meinen Vorgänger noch daselbst an. Er stellte sich als ein gutmütiger, schlichter Mensch heraus, der wenig in das Treiben seiner Gemeinde paßte. In bezug auf den Verkehr mit den Bauern sagte er mir gerade das Gegenteil von dem, was der Erzbischof gesagt hatte.

— Es sind sämtlich gute Leute, sagte der Vater Julian. Sie schwärmen gern ein wenig, aber wer schwärmt jetzt nicht? Vermögen haben sie genug, warum sollten sie sich nicht belustigen? Lasse sie in Ruhe, und sie lassen Dich in Ruhe; im Gegenteil, sie werden es Dir noch durch Wohlthaten vergelten. Wenn unser

Volk auch nicht viel in die Kirche geht, so sucht es sich doch beim Popen einzuschmeicheln. Auf solche Weise haben wir in Frieden und Eintracht der Jährchen fünfzehn verlebt.

An diesen Worten, die ich als Beispiel anführe, erkannte ich sofort, daß der Erzbischof meinen Vorgänger gut kannte, denn er hatte ihn genau so geschildert, wie er sich durch sein erstes Wort erwies.

Die Worte des Vaters Julian wirkten mächtig auf mich ein.

Ich sah sofort ein, daß hier viel Arbeit bevorstehe, daß die Anfechtungen zahlreich sein werden, und, offen gestanden, von der Beachtung, die mir Seine Eminenz geschenkt hatte, mich geschmeichelt fühlend, brannte ich vor Verlangen, so schnell als möglich ans Werk gehen zu können.

Am folgenden Tage kamen die hervorragendsten Gemeindemitglieder mit Brot und Salz zu mir, um mich zu begrüßen — alles Leute, die in ihrem Äußeren wohlhabenden Kaufleuten glichen, mit würdevoller Haltung, in mit Tuch überzogenen Pelzen und Pelzmützen.

Brot und Salz überreichten sie mir auf silberner Schüssel und brachten mir noch allerlei Lebensmittel als Zugabe.

Ich wurde verlegen . . . sollte ich annehmen oder nicht?

Wenn ich nicht annehme, werden sie sich gekränkt fühlen . . . vielleicht ist es hier so Sitte; nehme ich an, so thue ich den ersten Schritt zu der Verpflichtung, von der Seine Eminenz gesprochen hatte.

Nach kurzem Bedenken nahm ich Brot und Salz an und gab sowohl die Schüssel als die Lebensmittel zurück.

Als ich merkte, daß sie sich heimlich Blicke zuwarfen, sah ich ein, daß ich richtig vorgegangen war, und dankte im stillen Seiner Eminenz für seinen Rat.

Sie nahmen eine gekränkte Miene an und bemühten sich, meine Frau zu bewegen, das anzunehmen, was ich abgelehnt hatte.

Meine Frau machte mir nachher Vorwürfe, daß ich gleich beim ersten Male so schroff ihnen entgegen getreten war, doch als ich ihr meine Gedanken auseinandersetzte, stimmte sie mir bei

Von diesen Gemeindemitgliedern erfuhr ich, daß eine Schule bei ihnen nicht vorhanden sei.

— Weil es keinen Zweck hat, sagte einer von ihnen. Wir schicken die Kinderchen alle in die Fabrik, und in der Kirche singen unsere Sänger.

Diese Worte hatte, wie es sich herausstellte, der Kirchenälteste gesprochen, ein, nach dem Aussehen zu schließen, sehr schlauer Bauer.

— Nun, dachte ich, nachdem ich die Gemeindemitglieder verabschiedet, hier wird es offenbar viel Arbeit geben!

IV.

## Wie ich meine Pfarre kennen lerne.

Das Dorf Ju . . . ki, nach dem ich versetzt war, hatte mehr das Aussehen eines kleinen Städtchens als das gewöhnliche Aussehen eines Dorfes, da man in ihm auf den ersten Blick prächtige Gebäude gewahr wurde.

Diese Häuser gehörten reichen Bauern, von denen einige Kaufleute und Fabrikanten waren.

Hinter dieser Reihe prächtiger Gebäude standen elende Hütten — die Wohnungen armer Bauern, die von den Reichen völlig abhängig waren.

Über diese Eigentümlichkeit unterrichtete mich unser Kirchendiener.

Als mich die Abordnung verlassen hatte, rief ich den Kirchendiener herein und bat ihn, mir zu erzählen, was er von den Zuständen in der Gemeinde wisse.

Gleich aus den ersten Worten des Kirchendieners war ersichtlich, daß er von den Leuten, die mit Geschenken zu mir gekommen waren, völlig abhängig sei.

— Wenn ich so sprechen soll, Batjuschka, als ob ich zu Gott selbst spräche, so kann ich offen sagen: es giebt im ganzen Gouvernement keine zweite Gemeinde wie unsere; die Leute lieben wohlklingenden Gesang, unterhalten die Sänger so zu sagen auf ihre eigenen Kosten, haben einen Diakon angestellt, sorgen in höchst lobenswerter Weise für die Ausschmückung der Kirche. Die Einfassungen der Heiligenbilder sind bei uns höchst kostbar, die Kirche ist auch ausgemalt und mit Gipswerk verziert worden, und in diesem Sommer wollen sie die Kuppel vergolden lassen. Der Geistlichkeit erweisen sie eine solche Hochachtung, daß es sich gar nicht beschreiben läßt — weil es gläubige, ehrbare Leute sind. Sie haben ja das Haus des Geistlichen, sowie es da steht, auf ihre Kosten umgebaut, und auch mir haben sie beigestanden, mein Haus zu erbauen — und wie sie mir beigestanden haben!

So erzählte mir der Kirchendiener Ilja F.

Ich sah ein, daß ich auf ihn, als Beistand, nicht zählen könne, um so weniger als er mir gestand, daß er vom Kirchenältesten hundert Rubel jährlich als Gehaltszulage erhalten habe.

Und als ich ihm sagte, daß es unschicklich sei, vom Ältesten Geld anzunehmen, erwiderte er auf meinen Vorwurf, daß mein Vorgänger von demselben Ältesten vierhundert Rubel bezogen habe.

Der Vater Diakon kam an demselben Abend von einem Ausfluge nach der Kreisstadt im Dorfe an und begab sich sofort zu mir.

Dem Äußern nach war es ein guter Mensch.

— Nun, Vater Diakon, sprach ich zu ihm, was können Sie mir in bezug auf unsere Gemeindemitglieder mitteilen? Es waren jetzt ihre Ältesten bei mir, aber mein Herz fühlt sich zu ihnen nicht hingezogen.

— Ich, Batjuschka, sagte der Diakon, habe als Untergebener keine eigene Meinung. Wenn Sie etwas über die Gemeinde erfahren wollen, fragen Sie die Gemeindemitglieder. Es giebt unter ihnen brave Leute, sie werden sich nicht scheuen, die Wahrheit zu sagen.

— Und warum sagen Sie sie nicht, falls Sie etwas wissen?

— Weil ich ein gedungener Mensch bin. Ich bin hier nicht Ihr, sondern der Gemeinde Diener. So lang sie mich behalten wollen, behalten sie mich; wenn sie nicht wollen, jagen sie mich fort. Meine Sache ist — zu schweigen.

Ich begriff die Wahrheit in den Worten des Vaters Diakon und fragte ihn weiter nicht nach den Gemeindemitgliedern.

— Und mit Ihrer Stellung, fragte ich, sind Sie zufrieden?

— Unzufrieden, Batjuschka, kann der sein, der ein Recht hat, zufrieden zu sein. Ich besitze dieses Recht nicht, und darum bin ich zufrieden.

— Und an wen würden Sie mir raten, mich zu wenden, um unsere Gemeindeverhältnisse kennen zu lernen?

— Es ist hier ein sehr braver Mensch, der Ihnen, Batjuschka, nützlich sein könnte ... das ist der Wolost-Schreiber Awdulin. Das ist ein braver Mensch.

— Der Wolost-Schreiber?

— Ja, Batjuschka. Es wird Ihnen vielleicht wunderbar erscheinen, aber es ist so. Man munkelt, daß er hier nicht alt werden wird, weil er für Geld nicht zu haben ist, und weil er seinem eigenen Kopf folgt und sich anderen nicht fügt. Man muß annehmen, daß man sich in ihm geirrt hat. Und außer ihm ist hier noch der alte Philipp. Er war Kirchenältester noch zu der Zeit, als das Dorf sehr arm war, und ihm kann man Glauben schenken — er lügt nicht. Er ist nicht beliebt bei unseren Reichen, aber Gott hat ihn

sichtlich lieb ... darum lebt er schon das achte Jahrzehnt.

Ich fragte den Vater Diakon noch Verschiedenes über die hiesigen Einrichtungen. Sie waren höchst seltsamer Art.

Dem Geistlichen stand alles frei, nur nicht die Einmischung in die kirchlichen Angelegenheiten. Weder die Kirche selbst, noch die Seelen der Pfarrkinder unterstanden sozusagen seinem Einfluß; er erfüllte seine Obliegenheiten und hatte sich sonst in nichts zu mischen.

Man gab ihm vierhundert Rubel Gehaltszulage — gleichsam als Abfindungssumme, daß er der Ausübung der geistlichen Macht entsagte, und forderte von ihm als Gegenleistung Gehorsam gegen die Amtsgenossenschaft, die mich am Tage meiner Ankunft besucht hatte.

Zu dieser Amtsgenossenschaft gehörten: der Kirchenälteste Kaufmann Wladykin, der Wolost-Älteste Anfimow und zwei Kaufleute aus der Bauernschaft, Bätschkow und Sheläsnow.

Der Wolost-Schreiber war eine Zeit lang gleichfalls Mitglied dieses Areopags, doch mußte er, wie mir der Diakon sagte, auf Wunsch des Ältesten aus diesem Kreise scheiden.

Dieser Kreis hatte im Dorfe Ju ... ki die ganze Verwaltung in Händen; ihm war die Kirche unter-

geordnet, die Gemeinde, die Wolostverwaltung, ihm waren auch alle Bauern Mann für Mann unterthan.

— Und wie steht es mit der Schule? fragte ich den Vater Diakon. Giebt es etwa keine?

— Im Dorfe ist keine Schule, aber bei einer der Fabriken, doch eine sehr schlechte.

— Und wer unterrichtet dort?

Dort unterrichtet unser Kirchendiener und noch irgend ein Lehrer, den der Fabrikant angestellt hat, kein guter Mensch.

— Und was lehren Sie?

— Ich bin angestellt, um zu lernen, und nicht um zu lehren.

— Wieso?

— Zu lernen, alles zu sehen und zu schweigen, zu dulden und nicht zu klagen . . . dafür beziehe ich meinen Gehalt.

— Und macht Ihnen etwa Ihr Gewissen keine Vorwürfe?

— Mein Gewissen macht mir große Vorwürfe. Doch ich habe Frau und fünf Kinder zu ernähren, zu kleiden, für ihren Unterricht zu sorgen, erwiderte der Vater Diakon.

Er hatte beständig in demselben Ton gesprochen und seine Augen waren zu Boden gesenkt.

Offenbar schämte er sich.

Ich fühlte, daß in seiner Seele ein Anknüpfungs-punkt sei, und darum freute ich mich und entließ ihn hoffnungsvoll.

Alles das hatte mich empfindlich berührt, und ich wollte sofort mit den Leuten sprechen, an die mich der Vater Diakon gewiesen hatte.

Um nicht vom ersten Augenblicke an die Aufmerk-samkeit auf mich zu lenken — da man mich wahrschein-lich bereits beobachtete — begab ich mich selbst zum Wolost-Schreiber.

## V.

# Der Wolost-Schreiber.

Er empfing mich erstaunt, aber wahrscheinlich gefiel ihm mein Benehmen, denn er wurde sofort freundlich und nahm eine sehr aufrichtige Miene an.

Seinem Gesicht nach war er etwas über zwanzig Jahre. Sein Gesicht war sehr schön: schwarze Locken umrahmten ein bleiches, träumerisches Gesicht mit sehr schöner Stirn und dunklen Augen unter schwarzen Augenbrauen; die Haare waren nach rückwärts gekämmt, und nur in der Mitte schimmerte etwas, das einem Scheitel glich; eine gewisse angeborene Schönheit fiel sofort sowohl in seinen Bewegungen als in seiner ganzen Gestalt auf.

Ich ersah später aus seinen Reden, daß er ein Waisenkind war, ein Zögling des Waisenhauses.

In wenigen Worten teilte ich ihm die Ursache

meines Besuches und meine vom ersten Augenblick an schwierige Lage mit.

Der junge Mann hörte mich aufmerksam an, indem er mich mit seinen großen dunkeln Augen ansah.

Es schien mir, daß, je länger ich sprach, der Ausdruck meines Gegenüber immer freundlicher wurde.

— Ja, ich will Ihnen alles mitteilen, Batjuschka, sagte der junge Mann, und ich werde Ihnen viel mitteilen ... doch wozu? Hier läßt sich nichts thun. Hier ist das Reich Satans, und Gott hat sich von diesem Orte abgewandt.

— Gott kann zu denen zurückkehren, die ihn zu Hilfe rufen, erwiderte ich.

— Ich habe ihn gerufen, Batjuschka, ich rufe ihn ... und Sie sehen: er ist nicht zurückgekehrt!

Wie ein Schatten von Seelenkummer flog es über das Gesicht des jungen Mannes.

— Allein vermochten Sie nichts auszurichten, vielleicht werden wir zu zweien stärker sein.

Der junge Mann schüttelte den Kopf.

— Gott giebs!

Nach kurzem Schweigen sagte er:

— Ich habe die hiesige Stelle angenommen, weil ich nichts anderes fand. — Gute Leute hatten dieses Plätzchen für mich ausgesucht. Der Gehalt, sagten sie,

ist groß, es ist ein warmes Plätzchen — und so ging ich ihrem Rat folgend, hierher und bin nun seit sieben Monaten hier. — Dieses Dorf, Batjuschka, zerfällt in zwei Teile: ein reiches und ein armes Dorf; ein liederliches, und ein anderes, das völlig dem erstern verschuldet ist; das eine Dorf besteht aus Leuten, welche Gott völlig vergessen haben, das andere aus Rindvieh, das keinen Gott kennt. Im ganzen Dorfe ist ein braver Mensch — einer auf fünfhundert Seelen — das ist der alte Philipp; andere giebt es nicht. Die Reichen beherrschen alles, entschieden alles, und sie beherrscht der Satan. Der Satan verdirbt ihre Seelen, und sie verderben die Seelen der Bauern. In ihren Schenken kann trinken wer will: man bezahlt den Branntwein nicht mit Geld, sondern mit Arbeit . . . der eine in den Fabriken, ein anderer durch Fuhrmannsarbeit, ein dritter durch Arbeit auf dem Felde. Ihr Vorgänger, Batjuschka, hatte ihnen die volle Verwaltung der Kirche übergeben; Herr in derselben war nicht der Geistliche, sondern der Kirchenälteste, und der Kirchenälteste ist der erste Schenkwirt des Dorfes und der größte Wucherer. Er lebt mit zwei Frauenspersonen, die er seine Töchter nennt; sein Sohn hat zwei Kinder auf der Straße niedergeritten, daß sie tot blieben, — absichtlich, in der Trunkenheit. Ich hatte einen Bericht über den Vor-

fall geschrieben, aber man beschimpfte mich deshalb, der Sohn kaufte sich mit zwei Hundertrubelscheinen los und kam mit heiler Haut davon; die Sache gelangte gar nicht an den Stanowoi. Damals wurde ich aus dem Gemeinderat hinausgedrängt, und jetzt wollen sie gerichtlich gegen mich vorgehen wegen des Verlustes einiger Sachen, die absichtlich gestohlen wurden. Da ich nicht wußte, bei wem ich Schutz suchen sollte, wandte ich mich an Seine Eminenz, suchte ihn in Moskau auf, und er versprach mir Hilfe . . . offenbar hat man deshalb auch den Geistlichen versetzt. Er versprach auch mir eine andere Anstellung, aber augenscheinlich hat er es vergessen, und ich muß nun vor Gericht erscheinen . . . sie werden mich vernichten, auf die sicherste Weise werden sie mich vernichten . . . Und es ist nicht schwer, einen Pflegling des Findelhauses zu vernichten. Niemand nimmt sich hier meiner an . . . der alte Philipp war in der Versammlung, als über mich verhandelt wurde, aber als er den Bauern zuzureden begann, kam der Älteste, nannte ihn einen Verrückten, und unter wildem Geschrei wurde er mundtod gemacht. Der Gemeindeversammlung aber wurden drei Eimer Wodka gestiftet, zum Lohne dafür, daß man den Alten ausgelacht hatte und ihm nicht gefolgt war. Ich wollte eine Schule einrichten, da sagte der Älteste: „Ohne die Gemeindeversammlung,

ohne den Popen und ohne unsere Wohlthäter geht das nicht!" Er berief die Gemeindeversammlung, heißt mich sprechen — und ich begann; ich begann, aber plötzlich fängt jemand an zu kichern, und dann brechen alle in ein Gelächter aus. Wie ich hinsehe, ist es der Starosta, der kichert. „Seht doch, ein Bürschchen ohne Angehörige, von dem man nicht weiß, von wem es abstammt, und er will sich unter die Lehrer versteigen!" sagt er. „Setze ihm doch den Kopf zurecht, Batjka," wendet er sich an den Batjuschka, aber dem Batjuschka machte offenbar sein Gewissen Vorwürfe, er kehrte sich ab und sagte nichts. Sie gingen auseinander, lachten mich aus, und die Sache war abgethan. Zum Lehrer wurde der Diakon ernannt, sie geben ihm monatlich fünf Rubel und zum Schulbesuch wird niemand gezwungen.

— Und wer unterrichtet denn?

— Es unterrichtet irgend ein Taugenichts, ein gewisser Skorlupow; er hat die Tochter eines der hiesigen Geldprotzen geheiratet, aber nachdem sie getraut waren, lebte sie mit einem andern und ihn machte man zum Lehrer und gab ihm fünfhundert Rubel Gehalt: dreihundertfünfzig vom Fabrikanten und hundertfünfzig von Kirchengeldern. Und er lehrt — wenn er nüchtern ist, — daß es keinen Gott giebt, und wenn er betrunken ist, lehrt er gar nichts. Für das Kirchengeld

lehrt er, daß es keinen Gott giebt — das ist doch wunderlich! . . .

— Und das ist alles wahr? sagte ich, da ich meinen Ohren nicht traute.

— Ja, das ist wahr, erwiderte der junge Mann, wahr, wirklich wahr, nur ist alles mit dem Mantel der Ehrbarkeit bedeckt. Sie haben doch die Spenden in der Kirche gesehen? Gold und Silber, und überall funkeln die Namen der Spender. Sie haben viel Verstand, aber noch mehr Frechheit. Wer nur muckst, der wird nach Sibirien verschickt, und wen sie fürchten, den verderben sie vollständig. Sie sehen also, daß sich hier nichts thun läßt: wer von hier entfliehen kann, der muß entfliehen, aber nicht hierbleiben.

— Wozu fliehen? erwiderte ich. Sie allein vermochten nichts, wir wollen es zu zweien versuchen.

Ich fühlte, wie sich in mir die Lust regte, zu bleiben und sofort den Kampf aufzunehmen.

— Was braucht man zu fürchten? fügte ich hinzu. Mit uns ist Gott. Lassen Sie es gut sein, verzagen Sie nicht, man darf den Mut nicht sinken lassen . . . Sie sind noch so jung!

— Ach, Batjuschka, einen Gram wie der meine reißt man nicht leicht aus dem Herzen. Mir ist schwer ums Herz, sehr schwer. Bisweilen, Batjuschka, über-

fällt mich auch solch eine Stimmung, daß ich selbst nicht weiß, ob es einen Gott giebt! . . .

— Lassen Sie das! Es ist eine Sünde, so zu sprechen! . . .

Ich bedauerte herzlich den jungen Mann, der offenbar trotz seines jugendlichen Alters schon viel gelitten hatte.

Und es durchzuckte mich sofort der Gedanke, ihn als Kirchendiener zu mir zu nehmen, statt des bisherigen Kirchendieners.

Ich teilte ihm diesen Gedanken sofort mit.

— Nehmen Sie mich nicht zu sich, sagte er, während sich ein Hauch von Schwermut über sein Gesicht verbreitete. Ich werde Ihr Verderben. Man wird Sie meinetwegen verderben, und deshalb, weil Sie den alten Kirchendiener entlassen haben. Es ist mit ihnen nicht zu scherzen!

— Ich fürchte sie nicht! Alles, was Sie mir gesagt haben, verleiht mir im Gegenteil eine gewisse Kraft. Sie haben sich nur zu entscheiden, ich aber habe nichts zu fürchten . . . seien Sie unbesorgt.

— Ich würde es annehmen, aber die Anzeige bei Gericht . . .

— Sollte man Sie wirklich vor Gericht ziehen wollen?

— Ja, das wollen sie . . . und man wird mich verurteilen, mich vernichten! . . . Sie werden sehen! . . .

— Nun, das wollen wir doch sehen! . . .

Mein Herz wallte auf. Im stillen dankte ich Gott, daß mir beschieden war, gleich von Anfang an einen so erbitterten Kampf mit dem Bösen und gegen die Hinterlist zu führen.

— Sie sind also mit meinem Vorschlag einverstanden? fragte ich den Schreiber.

— Ja. Doch vorher, Batjuschka, überlegen Sie es noch, und was die Hauptsache ist: schweigen Sie unbedingt über unsere Zusammenkunft, sonst geraten Sie in eine Falle.

## VI.

## Der alte Philipp.

Am Morgen des nächsten Tages sandte der Wolost-Schreiber Nikolai Ignatowitsch den alten Philipp zu mir.

Aus Vorsicht kam er auf den Rat des mißtrauischen Schreibers durch den Hof und den Garten.

Seinem Äußern nach war Philipp ein rüstiger Mann und schien nicht älter zu sein als sechzig Jahre. Obwohl sich in seinem Gesicht aufrichtige Herzensgüte ausprägte, so war doch zu erkennen, daß er auf seiner langen Lebensbahn nicht wenig nachgesonnen und empfunden hatte.

Er nahte sich mir, um den Segen zu empfangen, und schien mir ein wenig eingeschüchtert zu sein.

Ich beruhigte ihn so gut ich konnte, ließ ihn Platz nehmen und begann ihn auszufragen.

Anfangs antwortete der Alte nur mit ausweichen-

den und nichts sagenden Redensarten, aber dann schien er Vertrauen zu mir zu fassen und begann williger Auskunft zu erteilen.

— Wozu es verheimlichen! sagte er. Gott hat uns gewiß die jetzigen Zustände als Strafe für unsere Sünden gesandt. Wir stecken ganz und gar in den Banden der Gesetzlosigkeit ... es ist offenbar so Gottes Wille.

Ich bemühte mich, dem Alten klar zu machen, daß Böses und Gesetzwidrigkeit Gott nie angenehm sein könne, und ich hatte die Freude, an seinem Gesicht zu sehen, daß er mich verstand.

Lange Zeit vor meiner Anstellung hatte mich der Gedanke gequält, ob ich im stande sein werde, mit den Bauern so zu sprechen, daß sie mich verstehen, und nun erfreute mich der erste Versuch durch einen Erfolg.

— Und Du bist ganz allein, Alter? fragte ich.

— Allein, was eben allein heißt: meine Alte ist gestorben, und Söhne hat mir Gott nicht gegeben. Von den Töchtern habe ich jetzt schon Urenkelinnen, aber ich alter Mann habe wenig Freude davon — die Männer sind alle Trunkenbolde.

— Giebt es denn bei Euch keine braven Bauern?

— O ja, es giebt solche ... wie sollte es solche nicht geben, Batjuschka? Sie fürchten sich nur, zu zeigen,

daß sie gut sind. Wer sich heute ihrem Bund nicht anschließt, der thut besser, zu schweigen und zurückgezogen zu leben, sonst richten sie ihn durch die Gemeindeversammlung zugrunde. Die Gemeindeversammlung ist jetzt im Bösen befangen; sie ist mächtig, für gute Menschen kennt sie keine Gnade.

— Nun, wer sind denn bei Euch die guten Bauern? Du könntest sie mir nennen, Alter?

— Weiß Gott, das kann ich nicht, ich fürchte mich zu sehr. Sie haben gedroht, Batjuschka, mich alten Mann mit Ruten zu züchtigen. Du wirst selbst erkennen, mein Lieber, wer bei uns gut ist, sobald Du eine Zeitlang bei uns gelebt haben wirst, und es wird sich zeigen, wer zu denen gehört, welche Unrecht thun.

Ich hörte auf, ihn zu drängen.

— Wie konnten denn bei Euch die schlechten Bauern solche Macht erlangen?

— Kann man etwa gegen reiche Burschen aufkommen? Sie halten alle in achtungsvoller Entfernung: dem einen geben sie Geld, dem andern Wodka und einen dritten halten sie durch die Angst im Zaum. Du wirst ja, glaub' ich, bei uns nicht einen Bauer finden, der ihnen nicht verschuldet ist. Not stellt sich ein, Du gehst um Unterstützung bitten, und zu wem gehst Du? ... Es ist ja eine bekannte Geschichte, daß Du nicht

zu einem Armen, sondern zum Reichen gehen wirst. Er giebt Dir auch, um was Du ihn bittest ... er giebt es Dir, und nimmt von Dir eine Schuldverschreibung. Du kannst thun was Du willst, Du kannst Dich nicht mehr loßreißen. Darauf bestehen sie und halten fest zusammen. Ich lebe ja Gott Lob nicht erst fünfzig Jahre, sondern schon das achte Jahrzehnt ... was habe ich alles gesehen!

— Und ist es etwa nicht möglich, gegen die schlechten Leute anzukämpfen?

— Es ist möglich, nur ist es gefährlich. Ihre Macht ist groß. Den Batjuschka — auch den hatten sie bezaubert. Wenn er nur ein kleines Wörtlein sprechen oder jemanden in Schutz nehmen wollte — denn er war ein guter Mensch — so ließen sie ihn gar nicht zu Worte kommen. Ihre Stimmen sind lauter, ihre Taschen gefüllter — nun, da verstummte er unwillkürlich.

— Nun, und kann ich auf Dich zählen, Alter? Wirst Du mir beistehen? Wir werden uns einige zusammenfinden und werden mit Gottes Hilfe uns mit den Schlechten zu messen suchen.

— Beistehen ist möglich, nur muß man es verstehen.

— Und wie?

— Nun so ... gerade heraus läßt sich das nicht sagen. Ich will darüber nachdenken und es Dir dann

sagen. Ich will darüber nachdenken und mit Nikolai Ignatytsch sprechen. Wir werden es erwägen, wenn Du für uns eintreten willst gegen die Verstockten . . . ach was! Auch wir müssen vorgehen, uns darf um unsere alte Haut nicht leid sein.

Der Alte war geradezu mutig geworden.

— Ich will Dir etwas sagen . . .

Er trat näher zu mir heran.

— Arglist ist viel bei ihnen. Ich, Batjuschka, habe in meinem Leben gar manches bei ihnen bemerkt. Sie regen alleweil das Weibervolk auf, weil die Weiber alle liederlich und gottlos sind, und durch sie, das heißt durch die Weiber, sucht sich auch der böse Geist einzuschmeicheln. Den bösen Geist kennst Du wohl schon?

— Wer ist denn das? fragte ich.

— Wie denn . . . Sotytsch, der Lehrer, den sie Skorlupow nennen..

Als der böse Geist stellte sich derselbe Lehrer heraus, von dem mir gestern der Schreiber erzählt hatte.

— Nun, was also? sagte ich.

— Er regt bei uns wie der böse Geist das ganze Weiberpack auf und sie lassen alle ihre Tücke gegen ihre Männer los. Wenn Dir doch Gott gewähren würde, diesen bösen Geist auszutreiben, und das Leben für die guten Menschen ein besseres würde!

Nachdem ich den Alten verabschiedet, kam ich zu meiner Frau und wollte ihr in vollster Herzensaufrichtigkeit und in überströmendem Gefühl alles sagen und mitteilen, was mein Herz erfüllte. Die Empfindung, daß nun sofort unsere Thätigkeit beginnen werde, die Thätigkeit als Verteidiger der Geknechteten und als Entlarver der Ruchlosen — erfüllte mein Herz.

— Wir dürfen nicht zaudern, sprach ich zu meiner Frau. Wenn uns Gott hierher geführt hat, müssen wir auch sofort, in diesem Augenblicke, so lange wir noch viele Kräfte besitzen, so lange der Geist frisch ist, den Kampf aufnehmen.

Und meine Frau sah mich herzhaft und fröhlich an und ermutigte und billigte durch ihren zärtlichen Blick meine Geistesstimmung.

—Mir ist jetzt alles klar, sprach ich zu meiner Frau. Der Erzbischof kannte das, was hier vorging, in allen Einzelheiten; er hat bloß das angedeutet, was ich sofort erkannte; er wollte mir nicht alles sagen, damit meine Ernennung nicht einen kriegerischen Anstrich erhielt . . . ich sehe das jetzt ein. Doch wenn er mich zu dieser Stelle berufen hat, so hat er mich zum Kampfe ausgesandt und mich zu ihm gesegnet.

— Zum Kampf . . . gut! sagte meine Frau. Doch mit wem?

— Mit wem, meine Liebe? . . . Mit allen . . . ja mit allen: mit dem Laster, mit der Arglist, mit dem Geist des Bösen und dem Geist der Unwissenheit, zum Kampf mit dem Reichtum und seiner ruchlosen Macht.

— Gut! . . . Doch sollen wir nicht früher überlegen, wie wir uns einrichten? Wir werden ja von irgend etwas leben müssen. Wir müssen kennen lernen, über welche Mittel wir verfügen.

— Lisa, mein Engel, davon nachher! Gott wird uns nicht verlassen. Doch jetzt muß ich mich sofort mit den angesehensten Leuten meiner Gemeinde bekannt machen, und vor allen mit diesem Lehrer: wenn man kämpfen will, muß man seinen Gegner kennen.

— Du läßt Dich hinreißen, sprach meine Frau zu mir. Mir scheint, daß Du zunächst . . .

— Lisa, wie viel Geld haben wir? unterbrach ich sie.

— Uns sind jetzt etwa hundertundfünfzig Rubel übrig geblieben.

— Nun, siehst Du . . . das reicht für lange Zeit und dann wird Geld kommen . . . glaube mir, es wird kommen.

— Na, wie Du willst! erwiderte mir meine Frau.

Ich aber begab mich beruhigt in die Kirche, um zu beten, und von dort ging ich den Lehrer aufsuchen.

## VII.

## Der Dorfschullehrer.

Die Wohnung des Lehrers befand sich in der Nachbarschaft einer der Fabriken unseres Dorfes.

Auf meine Frage, wo hier die Schule sei, wies mir ein mir begegnender Bauer ein kleines Haus, das mit Brettern bekleidet war.

Ich begab mich zu demselben.

Doch bevor ich es erreichte, erblickte ich neben ihm ein Bauernhaus, in dem sich ein Traktir und eine Schankwirtschaft befanden.

Lauter Lärm von mehreren Stimmen drang aus dem Hause.

Plötzlich wurde die Thür geöffnet und dicht vor mir trat ein etwa fünfundzwanzigjähriger Mann in halb städtischer, halb bäuerischer Kleidung heraus.

— Schon gut! höre ich ihn sprechen. Das will ich Dir heimzahlen, Du Mißgeburt! Hungers sollst Du

sterben, ich werde ein Schriftstück einreichen, das Dir die Kehle zudrehen wird . . .

Diese Worte waren mit einer Stimme gesprochen, die nicht von Nüchternheit zeugte.

Ich weiß nicht, warum sie meine Aufmerksamkeit erregten und es mir vom ersten Augenblicke schien, daß dieser nicht nüchterne Mensch der Lehrer sei.

Ich stieg die Stufen der Freitreppe empor.

— Batjka, wohin willst Du? höre ich hinter mir die Stimme desselben Menschen. Was willst Du von uns? Höre, hier ist mein Reich!

Ich zuckte zusammen . . . hauptsächlich, weil ich einen solchen Ton nicht gewöhnt war.

Nichtsdestoweniger trat ich, um einem unangenehmen Auftritt auf der Gasse zu entgehen, in das Haus.

Die Thür zur Rechten stand offen: die Stube enthielt Bänke und Tische und den Sitz des Lehrers.

In einer Ecke hing ein Bild; es schien mir, daß es verkehrt aufgehängt war.

Der Mensch, der mich angerufen hatte, kam hinter mir her.

— Wahrscheinlich der neue Pope! sagte er vor sich hin.

Dann wandte er sich zu mir und fuhr fort:

— Sehr erfreut, Sie hier zu sehen! Ich bin der Lehrer.

Er nannte seinen Namen.

— Du kamst doch nicht etwa, um Dich nach dem Unterricht zu erkundigen? Das ist unnütz. Ich bin hier allein und sonst niemand, und Du sollst keine anderen Götter neben mir haben!

— Ich ersuche Sie, zu schweigen, sagte ich zu dem Lehrer, und sich nicht eine solche Sprache mir gegenüber zu erlauben.

— Ich bin in meinem Hause und habe Sie nicht eingeladen, ich kann sprechen was ich will, erwiderte mir der Lehrer. Wollen Sie es nicht hören — die Thür ist offen.

Was sollte ich thun?

Das Gespräch mit dem betrunkenen Menschen fortzusetzen war unmöglich; fortzugehen, das erschien mir nicht passend . . .

— Und das Bild haben Sie gesehen? fragte mich der Lehrer. So wie die Kinder nach Hause gehen, fasse ich das Heiligenbild und drehe das Mütterchen um . . . denn ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen . . . ich bin ein Bilderstürmer . . . von Heiligenbildern will ich nichts wissen . . .

— Und Sie schämen sich nicht, solch ein Mensch

zu sein? sagte ich, indem ich dem Lehrer gerade ins Gesicht sah und mich bemühte, die größte Strenge in meine Stimme zu legen.

— Nein, erwiderte er, ich schäme mich nicht. Ich unterrichte hier in Lesen und Schreiben und im Verstand, aber Unsinn lehren wir nicht. Der Mensch ist ein Kind der Natur, das ist so sicher, als ich auf den Beinen stehe und nicht auf dem Kopfe. Daß er eine Schöpfung Gottes sei, das belieben Sie erst nachzuweisen. . . . Ja, mein Herr! Ich bin zwar ein bischen nicht nüchtern, aber der Verstand hat doch die Herrschaft über mich. Ich, Batjuschka — das gestehe ich mit all meiner Aufrichtigkeit — ich liebe die Popen nicht; es war hier ein Pope, gestern haben wir von ihm würdigen Abschied genommen, brüderlich . . . ei, ei . . . er hat in meiner Gegenwart nicht den Mund aufgethan . . . Du hast Deinen Zehnten und schweig . . . Nun, wir vertrugen uns ganz gut mit ihm. Und was sind Sie? Sie kommen an seine Stelle, nicht wahr?

Ich sah erstaunt den Lehrer an, denn es schien mir, daß die letzten Worte schon mit ganz gewöhnlicher Stimme gesprochen waren, genau so wie bei einem Menschen, der plötzlich nüchtern wird.

— Ja, ich bin an seine Stelle bestimmt und kam her, um mir die Schule anzusehen.

— Die Schule? Hm! . . . sagte der Lehrer nach kurzem Schweigen. Mich oder die Schule?

— Die Schule und den Lehrer. Ich muß mit allem bekannt werden.

— Ja? So! . . . Und wem gehört die Schule: Ihnen oder mir?

— Die Schule ist niemandes Eigentum . . . sie ist allgemeines Eigentum.

— Allgemeines . . . ja . . . allgemeines . . . gewiß. Und wer ist jetzt der Fürst dieser Welt . . . belieben Sie das zu wissen?

Ich schwieg.

— Der Stoff . . . die Sache. Und wenn Du davon nicht genug hast, neige Dich vor Deinem Geiste . . . und Dein Wille geschehe, und . . .

Bei diesen Worten sah er mich seltsam an.

— Was wünschen Sie? In die Schule einzutreten, Batjuschka? Das geht nicht. Ich unterrichte die Bevölkerung, sonst niemand. Gegen mich eine Anzeige erstatten? Bitte erstatten Sie die Anzeige. Richten Sie es nur so ein, daß nicht ich um meine Stelle komme, sondern Sie . . . Leben Sie wohl! Ich werde ausschlafen und komme dann auch zu Ihnen zu Besuch.

Und er ging plötzlich aus der Stube.

Ich war von dieser Erscheinung, die für mich etwas

Neues war, aufs höchste betroffen: diese Mischung scherzhaften und herablassenden Wesens, in der zeitweilig ein wohlüberlegtes Auftreten erkennbar war, offenbarte mir ein völlig neues Musterbild.

Ich machte es mir zu nutze, daß ich allein war, und begann das Schulzimmer zu besichtigen.

An den Wänden hingen Karten und allerlei naturwissenschaftliche, ja sogar anatomische Zeichnungen.

Im Bücherschrank befanden sich verschiedenerlei Bücher, einige Katechismen, Bücher für Anfänger, einige Bände biblische Geschichte, Lehrbücher für andere Wissenschaften, eine Auswahl aus verschiedenen Schriftstellern, . . . aber etwas besonderes bemerkte ich nicht.

Auf einem der Tische erblickte ich ein vergessenes Schreibheft.

Ich trat näher, um es anzusehen.

Das Heft gehörte dem Schüler Wolochow, nach der Aufschrift der ersten Seite zu schließen.

Auf dieser Seite waren mit kindlicher, ganz ungeübter Hand folgende wahrscheinlich in die Feder gesagte Worte geschrieben:

„Wer ist Herr der Welt? Der Mensch, denn er vermag alles, was er will.

„Der Mensch hat einen einzigen Freund, das ist er selbst . . . sich selbst muß er also auch hören!“

Auf der andern Seite stand geschrieben:

„Wozu sind dem Menschen die Augen gegeben? . . . Um zu sehen.

„Und wenn er blind ist, und man sagt ihm: Hier geht eine Kuh . . . wird er es glauben?

„Nein, er wird es nicht glauben.

„Warum nicht?

„Darum, weil er es nicht sieht.

„Und was muß er thun, um es zu glauben?

„Er muß zu der Kuh hingehen und muß sie betasten.

„Was folgt daraus?

„Daß man bloß das glauben darf, was man sieht und betasten kann."

Alles das war mit einer Menge Fehler geschrieben, mit falschen Buchstaben, aber es war immerhin geschrieben, und offenbar von dem Lehrer zum Nachschreiben vorgesagt.

Ich ergriff das Heft, um es mit mir zu nehmen.

Da regte sich mein Gewissen.

— Habe ich ein Recht dazu, dachte ich, und handle ich recht, wenn ich einen Gegenstand heimlich forttrage?

In diesem Augenblicke kam ein Junge in die Stube gelaufen.

Als er mich erblickte, blieb er plötzlich stehen.

— Was willst Du? fragte ich ihn, wobei ich fühlte, daß dieselbe Frage eher er an mich als ich an ihn richten konnte.

Der Junge wurde sichtlich verlegen und drehte die Mütze zwischen den Fingern hin und her.

Er sann über etwas nach.

Dann stürzte er mit rascher Bewegung auf mich zu, küßte mir die Hand und trat wieder zurück — und alles das so schnell, daß ich unwillkürlich staunte.

Nachher begriff ich, was das alles zu bedeuten hatte.

Bei meinem Anblick war in dem Jungen ein Kampf ausgebrochen, ob er sich meinen Segen holen solle oder nicht.

Die alte Gewohnheit aus der Zeit vor dem Schulbesuch kämpfte mit der neuen, von der Schule ihm eingeimpften, und da hatte die erstere die andere bezwungen.

— Lernt denn bei Euch niemand? fragte ich den Jungen.

— Heute ist Feiertag.

— Was für ein Feiertag?

— Ein Tag zum müßig gehen, erwiderte der Junge.

— Wieso zum müßig gehen?

— Nun, wir sind heute immer müßig, weil Donnerstag ist.

— Wieviel solche Tage des Müßigganges habt Ihr denn? Donnerstag . . . nun, Sonntag . . . und welchen noch?

— Nein, am Sonntag lernen wir.

— Da lernt Ihr?

— Wie denn? Heute ist ein Tag zum Müßiggehen, und Sonntag müssen wir lernen.

— Seit wann ist das der Fall?

— Seitdem Wassili Sotytsch die Schule übernommen hat.

— Und Ihr seid froh darüber?

— Nein, das sind wir nicht, weil es am Sonntag besser ist.

— Besser? Warum besser?

— Nun so . . . wir sind schon von Kindesbeinen an den Sonntag gewöhnt. Man geht in den Gottesdienst . . .

— Und jetzt geht Ihr nicht?

— Nein, wir haben zu dieser Stunde Unterricht.

— Und wer hat das geschrieben? fragte ich den Jungen, indem ich auf das Heft wies.

— Das habe ich geschrieben.

— Weshalb bist Du hergekommen? Um das Heft zu holen?

— Ja, der Vater befahl mir, es zu holen. Es

sind Gäste bei uns . . . er will ihnen zeigen, wie ich schreibe.

— Und Du verstehst, was Du schreibst?

— Nein, erwiderte der Junge. Wir schreiben das nur so. Was Wassili Sotytsch sagt, das schreiben wir.

— Und was ist Dein Vater?

— Er ist in der Fabrik Lagerhausverwalter.

— Und wer ist bei Euch zu Gaste?

— Nur Verwandte . . . der Schwager und der Schwiegersohn.

— Was thun sie denn?

— Sie treiben Unsinn.

— Was heißt das?

— Nun so . . . sie sind betrunken geworden und haben zu streiten begonnen.

Ich übergab dem Jungen das Heft und verließ das Schulhaus, erfüllt von den wunderbarsten Eindrücken.

Am wunderbarsten war mir, wie ein solcher Mensch Lehrer sein und sich in einer so unverantwortlichen Stellung befinden konnte.

Was für Leute leben denn hier, dachte ich, wenn sie ihre Kinder dem ersten besten Taugenichts zum verderben übergeben, und welche geheime Kraft stützt den Taugenichts? . . .

Der Kampf, der mir bevorstand, war für mich nun aufgeklärt, ich sah ein, daß ich vor allem bei dem Lehrer beginnen müsse.

Ich teilte dies meiner Frau mit.

Sie hörte mich an, und zu meinem nicht geringen Erstaunen schüttelte sie bedenklich den Kopf.

— Warum schüttelst Du mit dem Kopf? fragte ich sie.

— Es ist nicht so leicht, wie es Dir scheint, mein Lieber. Hier ist alles so verwickelt, es wirken hier solche Kräfte, daß ich um Dich besorgt bin.

— Um mich? fragte ich meine Frau erstaunt.

— Ja, mein Lieber. Du bist ein junger, hitziger, unerfahrener Mensch und glaubst alles leicht durchführen zu können . . . und hier kannst Du Dir in der Hitze irgend ein Unglück zuziehen.

— Welch ein Unglück? Woher? Wodurch? Dich hat gewiß jemand eingeschüchtert, Mütterchen.

— Ja, eingeschüchtert. Während Du fort warst, war eine Frau bei mir. Was sie mir erzählt hat . . . es ist ein Graus . . . Du mußt sie sprechen, sie wird wahrscheinlich bald wiederkommen . . . Was sie mir alles erzählt hat! . . . Herr mein Gott, wohin sind wir geraten! . . . Es ist schrecklich, daran zu denken.

— Umso besser, umso besser! erwiderte ich. Du

kannst Dir gar nicht vorstellen, wie ich Gott dafür dankbar bin. Wir sind nicht hergeraten, meine Liebe, sondern Gottes Hand hat uns hergeführt. Du fängst an, um mich besorgt zu sein. Nun, was haben wir denn zu fürchten, urteile selbst. Was kann uns denn widerfahren, was wir nicht gemeinsam zu ertragen vermöchten? Daß wir uns Feinde schaffen werden? Ach, meine Liebe, wo schafft man sich solche nicht! Und Feinde zum Ruhme Gottes haben, das ist nicht schrecklich. Um es Dir offen zu gestehen: wie ich mir solch einen Feind, wie dieser Lehrer ist, näher besah, verminderte sich wahrlich meine Furcht.

— Aber, erwiderte meine Frau, es sind die reichsten Kaufleute und Bauern . . . höre nur, was diese Frau spricht . . . das ist die wahre feindliche Macht, und nicht Dein Lehrer. Was vermag er allein? Nichts. Sie aber sind eine ganze Rotte . . . nicht umsonst nennt man sie die Verbündeten.

— Man nennt sie die Verbündeten? fragte ich.

— Ja. Diese Frau sagte mir, daß man sie so nennt.

— Verbündete . . . hm! . . . das ist kein übles Wort, sage ich. Wie denn? Immerhin! Auch wir werden einen Bund bilden und werden uns Verbündete nennen.

— Du hast gut von Bündnis reden! Wo sind sie, Deine Verbündeten?

— Wie? Auch wir haben Verbündete: erstens bist Du meine Verbündete . . . dann unser Schreiber, ein hübscher Mensch . . . das alte Philippchen . . . das sind im ganzen vier . . . und nun noch diese Frau, von der Du sprichst . . . und übermorgen werden noch mehr sein.

— Weshalb?

— Darum, weil ich Gottesdienst abhalten und dabei einige Worte sprechen werde.

— Ach, mein Lieber, wie sich das bei Dir alles so schnell macht! Ohne Gehalt leben, die Verbündeten überwinden und einen andern Psalmensänger annehmen und eine Schule einrichten . . . Gieb acht, daß sie uns nicht von hier fortjagen!

— Laß es gut sein, Liebe, laß den Kleinmut! Wieso schämst Du Dich nicht und wo ist denn bei Dir der Gottesglaube? Der Herr der Heerscharen hat mich ja nicht hergesandt, um hier ein angenehmes Leben zu führen: er wußte, was hier vorgeht, er wußte alles . . . verstehst Du? Nun, und er hat mich für diese Stelle ausersehen, damit ich streite, nicht aber damit ich Nachsicht übe und mit gesetzlosen Leuten zärtlich thue. Und wenn meine Kräfte nicht ausreichen werden,

nun, so werde ich zu ihm meine Zuflucht nehmen. Du aber, mein Täubchen, sei nicht kleinmütig und mache mich nicht irre . . . das ist nicht gut, sagte ich in herzlichem Ton zu meiner Frau.

Sie bat um Verzeihung und wir versöhnten uns.

Da erschien wie gerufen das Weib, von dem meine Frau gesprochen hatte.

## VIII.

## Die Verbündeten.

Das Weib erwies sich als ein junges und sehr hübsches Mädchen mit recht ausdrucksvollen Zügen.

Sie hieß Katharina Alexejewna Podarkowa.

Ihr Vater war ein hiesiger Bauer, einer der reich gewordenen Kaufleute.

Gekleidet war sie halb bäuerisch, halb nach deutscher Weise.

So wie sie in das Zimmer trat, stürzte sie weinend zu meinen Füßen.

Ich hob sie auf, beruhigte sie und ließ sie Platz nehmen.

Sie sprach in abgebrochenen Sätzen, fast fieberhaft.

— Ich erwartete Sie ... ich erwartete Sie ... und dachte ... daß ich Sie nicht erwarten werde ... ich werde krank und es hat mit mir ein Ende, sagte sie. Entweder retten Sie mich oder ich mache meinem Leben

ein Ende ... Ich bin so ermattet, daß ich keine Kräfte mehr habe, ganz und gar keine Kräfte mehr ... meine Thränen sind versiegt ... zu beten habe ich aufgehört ... weil ich keine Kraft mehr habe ...

Ich sprach ihr Mut zu, so gut ich konnte, und bat sie, mir zu erzählen, worin ihr Unglück bestehe.

— Mein Vater, begann sie, hat sich längst von Gott losgesagt ... meine Mutter haben sie ins Grab gebracht ... sie war gesund, kräftig, gut ... man hat ihre Gesundheit untergraben oder ihrer Seele es angethan ... ich weiß es nicht ... sie wurde nur immer hinfälliger, kränkelte, schwand dahin, und endlich legte sie sich hin und starb. Sie weinte über mich, sie weinte, als sie auf dem Sterbebette von mir Abschied nahm, und sie segnete mich und versprach, bei Gott für mich Fürsprache einzulegen ... Es half nichts. Als die Mutter im vergangenen Winter gestorben war, begann mein Vater bald viel in fremden Häusern zu verkehren. Ich hörte, daß zwei der Unseren ihn umsponnen hatten und ihm eine zweite Braut verschaffen wollten, aus ihrer Verwandschaft ... In diesem Frühjahr kommt er eines Morgens zu mir — ich erinnere mich dessen noch, als ob es jetzt geschehen wäre — und spricht: „Nun, mein Kätchen, ich bin jetzt nicht mehr Dein Vater. Böse Leute haben mich mit irgend einem Kraut verzaubert

oder sonst etwas mir angethan — ich weiß nicht was — ich bin nur nicht mehr derselbe, der ich früher war. Ich werde Dich jetzt nicht mehr verzärteln. Lebe Du so gut Du kannst, aber komme mit mir nicht in Berührung, hörst Du? Was immer ich thun mag, es kümmert Dich nicht, hörst Du? Wenn nicht, so ..." Und wie er diese Worte sprach, sah er mich so an, daß ich mich fast fürchtete. Später, am Abend desselben Tages, versammelten sich bei ihm Gäste, unsere Kaufleute und ihre Frauen, und noch zwei von unseren Mädchen; die ganze Nacht tranken sie, spielten Karten und trieben allerlei Unfug. Dann kam am andern Tage mein Vater wieder zu mir. „Du weißt wohl nicht, was Dein Vater jetzt gethan hat, he?" frägt er mich, und ich sehe mit Schrecken, daß er noch nicht bei Sinnen ist und wie ein Betrunkener aussieht. Ich schweige. „Warum antwortest Du nicht, he?" Ich schweige immer noch. „Warte nur," fährt er fort, „ich will Dir schon das Schweigen abgewöhnen. Du sollst reden lernen, reden sollst Du lernen, nur Geduld!" Ich zittere am ganzen Körper und schweige immer noch. „Was stehst Du da ... oder weißt Du nicht, wer ich bin?" sagt der Vater. „Ich werde Dich Achtung vor Deinem Vater lehren!" Und dabei lachte er schrecklich auf; er ging hinaus, warf die Thür hinter sich ins Schloß, und hinter der Thür schrie er: „He,

Mädchen, ich komme zu Euch!" Dann hörte ich ihn sagen: „Mein Kätchen werde ich auch zum Feste einladen!" ... Ich weiß nicht, was mit mir geschah, ich erinnere mich bloß, daß ich auf dem Boden lag, als ich das Bewußtsein wieder erlangte ... Als ich mich auf alles erinnerte, lief ich aus dem Hause. Wie ich hinauslaufe, sehe ich, daß der Vater mir entgegen kommt. Er schrie mich an, ergriff mich bei der Hand, führte mich in das Haus und sperrte mich ein. Am andern Tage, als sich bei meinem Vater die ganze Sippschaft versammelt hatte, kam er zu mir; ich hatte von innen zugeschlossen, er klopfte, befahl zu öffnen. Ich bekreuzte mich und sprach: „Herr, verlasse mich nicht!" ... und öffnete. Mein Vater tritt ein und spricht: „Du Kindchen bist wohl erschrocken ... fürchte Dich nicht ... gehe lieber zur Schwester ..." Ich falle ihm zu Füßen. „Vater," sage ich, „gedenke meiner Mutter! Höre Deine Tochter; ich bin Dein einziges Kind. Fürchte Gott, richte deine Seele nicht zu grunde, und erbarme Dich meiner!" Und der Vater steht da und sieht mich an ... er sieht mich an und schweigt. „Geh, geh zur Schwester!" sagt er. „Und hierher komm nicht wieder! Nun, geh!" Und er umarmte mich ... umarmte mich und ging hastig hinaus. Und ich ging, so wie ich war, zur Tante und blieb dort.

— Wie denn, fragte ich ... Ihre Tante liebte Sie?

— Sie liebte mich, sie ist eine gute Frau, aber ihr Mann ist auch einer der Verbündeten. Als er mich häufiger sah, verliebte er sich in mich und begann zu mir von seiner Liebe zu sprechen. Ich sah, daß die Sache einen schlechten Verlauf nahm, kam zum Vater und teilte ihm alles mit. Er spricht zu mir: „Ich bin nicht mehr Dein Vater, Katja, ich habe kein väterliches Herz mehr, das habe ich mit den Mädchen vertrunken. Beschütze Dich selbst, oder verlasse Dich auf Gott, aber ich will weder von Dir noch von Gott etwas wissen.“ ... Was sollte ich thun? Ich kehrte zu der Tante zurück und erzählte es auch ihr. Und sie sagt: „Du glaubst, daß ich es nicht bemerkt habe? Du bist eine arme Waise, gegen sie kannst Du nicht aufkommen ... Fliehe, fliehe vor ihnen, wohin Du willst, aber fliehe nur, weil sie Dich zu grunde richten, wenn Du nicht entfliehst.“ Als sie das gesagt hatte, höre ich die Stimme ihres Mannes. Er war in einer Tarantaß mit seinen Verbündeten angefahren gekommen. Ich stand wie erstarrt da. Er tritt ein, und mit ihm der Mensch, den sie bei uns Lehrer nennen ... und sie fassen nach mir. Ich will schreien und habe keine Kräfte dazu. Da sehe ich, wie die Tante sie ansieht, dann sich auf ihren Mann stürzt ... er stieß sie zurück, daß sie umfiel, mich aber schleppten sie fort und wollten mich in die Tarantaß heben. Da entriß ich

mich ihnen, ich weiß selbst nicht wie. Ich weiß bloß, daß ich mich losriß und davon lief ... und da sandte mir Gott Nikolai Ignatytsch zu Hilfe.

— Den Wolost-Schreiber?

— Ja, ihn. Er ging auf sie zu und sprach zu ihnen: „Wenn Ihr sie nur mit einem Finger berühret, zerschmettere ich Euch allen die Schädel!“ Und er zog eine Pistole aus der Tasche. Da wurden sie still und fuhren davon.

Dann erzählte sie mir, wie der Wolost-Schreiber sie bei dem alten Philipp untergebracht hatte und wie beide sie hüteten; wie ihr dieser hübsche junge Mann gefallen habe, wie sie zu ihrem Vater gegangen, um ihn um die Erlaubnis zu bitten, ihn heiraten zu dürfen, und wie der Vater sie hinausgejagt und ihr mit seinem Fluch gedroht, wenn sie ihn heiraten würde; wie man einst bei Nacht den alten Philipp gebunden und ihn zu einem nächtlichen Trinkgelage geschleppt habe; wie sie, um sich vor Schande zu retten, zum Fenster hinaus gesprungen sei; wie der alte Philipp und der Schreiber beim Stanowoi eine Klage eingereicht, wie der Stanowoi angefahren kam, wie man ihm gesagt, daß das alles nur vom Schreiber ersonnen sei, der dieses Mädchen als Geliebte zu sich genommen habe; wie der Vater, als er es erfuhr, sie aufs neue zu Hause eingesperrt; wie

sie während des Sommers und des Herbstes eine Wallfahrt unternommen und bei ihrer Rückkunft den Vater schlimmer dann je gefunden habe; wie er einst in der Trunkenheit seine Tochter an den Onkel verspielte, und wie er dann — damit der Onkel sie nicht bekomme — ihr befahl, sich aufzuhängen; wie sie aufs neue aus dem Hause fortlief, abermals zwei Tage bei Philipp ein Obdach fand und dann, als sie durch den Schreiber Nachricht von meiner Ankunft erhielt, zu mir kam, um mich um Schutz zu bitten.

— Herr mein Gott, dachte ich, als ich diese entsetzliche Erzählung zu Ende gehört hatte und das unter unglaublichen Leiden abgequälte Mädchen ansah — wenn du so viel Gesetzlosigkeit duldest, was sollen wir armen Sünder thun? . . .

Entsetzen ergriff mich, aber ich verlor den Mut nicht, ich fühlte, daß es jetzt schon zwei lebende Wesen gebe, wegen welcher ich hergesandt sei — den Schreiber und dieses Mädchen.

Doch was ich eigentlich thun mußte, das wußte ich in diesem Augenblicke noch nicht.

Ich sah ein, daß ich sie beschützen und an einem gefahrlosen Orte in Sicherheit bringen müsse, und darum bat ich vor allem meine Frau, ihr eine unserer Kammern einzuräumen.

Meine Frau erklärte sich einverstanden.

Gegen Abend übersiedelte sie mit ihren geringen Habseligkeiten zu uns.

Gegen sieben Uhr vernahm ich im Vorsaal eine bekannte Stimme.

— Kann man eintreten? fragte diese Stimme.

Ich besann mich, daß das die Stimme des Lehrers war.

Er hatte Wort gehalten.

Nüchtern geworden, kam er zu mir zu Besuch.

IX.

## Die Unterredung mit dem Lehrer.

Obwohl der Lehrer in seinem Äußern ruhiger erschien, konnte ich doch nicht umhin, zu bemerken, daß in seinem Gesicht ein Ausdruck von Frechheit und hinterlistigem Spott lag.

— Was wünschen Sie von mir? fragte ich ihn. Mir scheint, wir kennen einander schon ziemlich genau.

— Gestatten Sie mir eine Frage: Sie belieben Iwan Dmitrijewitsch zu kennen? fragte mich der Lehrer.

— Iwan Dmitrijewitsch? Welchen?

— Nun, Iwan Dmitrijewitsch, unsern Landneuerer, der in unserem Kreise das Schulwesen unter sich hat. Iwan Dmitrijewitsch ist der gebildetste Mensch, nur ...

— Nein, ich kenne ihn nicht.

— Wenn nicht heute, so wird er morgen hierher kommen. Ich kenne ihn genau. Er ist ein auf-

geklärter Mensch und hat mich gern . . . ja, er liebt mich.

— Und wer hat Sie hier als Lehrer angestellt?

— Iwan Dmitrijewitsch.

— Und er kennt Sie als Lehrer?

— Er kennt mich auf die genaueste Weise.

— Und er weiß, daß Sie die Kinder Gotteslästerung und Verspottung der Religion lehren, sie hindern in die Kirche zu gehen, und den Sonntag als einen von der Kirche zur Erholung und zum Gebet bestimmten Tag abgeschafft haben?

— Alles weiß er.

— Seltsam! sagte ich unwillkürlich.

— Es ist nicht seltsam, weil die Schule bei uns ausdrücklich zur Entwicklung der Kinder eingerichtet ist, an der Religion aber vergreifen wir uns nicht. Das ist nicht unsere Sache.

— Ihrer Meinung nach, braucht man das Wort Gottes nicht zu verkünden, aber die Religion verspotten — das ist zulässig?

— Wir lehren keine Verspottung der Religion.

— Und das Heiligenbild, das Sie in der Schulstube umdrehen? Und das, was Sie den Kindern zum nachschreiben vorsagen . . . ist das etwa . . .

— Das ist keine Verspottung der Religion, entschul-

digen Sie! Ich drehe das Bild um, wenn die Kinder fortgegangen sind, weil ich nicht verpflichtet bin, an Heiligenbilder zu glauben. Ich sage ihnen zum Nachschreiben nur das, was zur Entwicklung ihres selbständigen Denkens nötig ist. Iwan Dmitrijewitsch weiß das alles sehr wohl. Wenn Sie wollen, können Sie ihn danach fragen. Ich möchte bloß wissen, warum Sie in unsere Schule zu uns zu kommen beliebten.

— Weil ich viel Arges von ihr gehört hatte.

— Von wem denn?

— Daran liegt nichts! Ich wollte wissen, welch ein Mensch Sie sind.

— Ich bin ein Mensch, wie er jetzt sein muß.

— Wo haben Sie studiert?

— Im geistlichen Seminar.

— Und haben den Lehrgang beendet?

— Fast. Ich gab es auf, weil mir die Lust verging, meinen Kopf mit Aberglauben voll zu pfropfen. Gute Leute empfahlen mich Iwan Dmitrijewitsch, und er bot mir die hiesige Lehrerstelle an. Es ist eine einfache Geschichte, wie Sie zu sehen belieben. Aber ich kam eigentlich nicht deshalb zu Ihnen . . .

— Sondern weshalb?

— Darum, um so zu sagen das Gebiet unserer Thätigkeit abzugrenzen. Wir haben keine Veranlassung

zum Streit. Sie werden sich mit Ihren Angelegenheiten befassen und ich mit meinen.

— Und Sie nehmen an, daß Sie mir Ihre Bedingungen und die Grenzen Ihrer Thätigkeit vorschreiben werden?

— Das ist nötig, mein Herr!

Der Zorn begann mich zu überwältigen. Ich suchte ihn gewaltsam zu unterdrücken.

— Nein, sagte ich, indem ich mich erhob, wir sind mit einander zur Genüge bekannt geworden. Es ist nicht meine Sache zu wissen, was hier vor meiner Ankunft vorging, aber vom Tage meiner Ankunft in dieser Gemeinde kann ich weder Ihnen, noch irgend einem andern Ihrer Leute gestatten, die Grenzen meiner Verpflichtungen zu bestimmen. Ich habe mit Ihnen nichts zu verhandeln; ich werde auch schwerlich nötig haben, Ihnen zu begegnen; aber überall, wo die Achtung vor der Religion verletzt wird, werde ich kraft der Macht, die mir über die Gemeinde verliehen ist, meine Pflicht erfüllen. Und vor allem fordere ich von Ihnen, daß in Ihrer Schule Sonntag kein Unterricht stattfinde!

— Iwan Dmitrijewitsch hat es so bestimmt . . . Das ist nicht meine Sache.

— Wer immer es bestimmt haben mag, ich ver-

lange — hören Sie! — daß am Sonntag alle Kinder Gelegenheit haben, dem Gottesdienst beizuwohnen.

— Das ist nicht meine Sache, mein Herr ... und damit leben Sie wohl!

Und der Lehrer verschwand.

Es schien mir, daß er sich wie eine Schlange hinausgewunden hatte.

— Was ist das für ein Iwan Dmitrijewitsch? dachte ich. Wenn dieser Lehrer in der That seine Anordnungen ausführt und sein Vertrauen besitzt, welch ein Mensch ist er dann?

An demselben Abend schrieb ich dem Vater Schulaufseher und dem Schulrat einen ausführlichen Bericht über diesen Lehrer, indem ich dessen sofortige Versetzung forderte.

Dies und anderes schrieb ich in der vollen Überzeugung, daß nicht zwei Wochen vergehen werden, bis der Lehrer durch einen andern ersetzt sein werde.

X.

## Der Vater Diakon.

Am folgenden Tage ließ ich den Vater Diakon holen.

— Was für ein Mensch ist Iwan Dmitrijewitsch Roshkow? fragte ich ihn.

— Das ist wohl ein Mitglied des Semstwo . . . er hat das Schulwesen unter sich.

— Aber was für ein Mensch ist er?

— Ich habe ihn, offen gestanden, nur zweimal und flüchtig gesehen. Man hört, daß er ein guter Mensch ist, nur, wie es scheint, etwas schwach. Man muß dies annehmen, weil er sich von Menschen leiten läßt, die nicht gut sind.

— Können etwa solche Taugenichtse, wie dieser Skorlupow, ihn leiten?

— Das weiß ich nicht, Batjuschka, das ist nicht meine Sache.

— Vater Diakon, Sie wissen viel, aber Sie wollen nicht sprechen . . . Das ist nicht gut, das ist eine Sünde. Ihre Stellung gebietet Ihnen, nichts zu verheimlichen.

— Ich weiß nichts, weil ich nirgends hinhorche. Ich beschäftige mich mit meinen Angelegenheiten, um fremde kümmere ich mich nicht.

— Sie sehen ja selbst, wie notwendig mir Ihr Rat ist. Ich bin hier ein Neuling, unerfahren, von Feinden umgeben — nicht von meinen Feinden, das wissen Sie selbst, sondern von Feinden Gottes — werden Sie mir nicht beistehen?

— Gern, mit Vergnügen, Batjuschka, würde ich Ihnen alles sagen was ich weiß . . . nur weiß ich nichts.

— Ich verlange keine Angeberei von Ihnen, Vater Diakon, sondern Rat. Es sind hier böse Menschen, sie vermögen mir in vielem hinderlich zu sein, sie können auch schaden . . .

— Das können sie, Batjuschka, alles können sie, sagte in einem seltsamen Ton der Vater Diakon. Sie besitzen große Macht. Werden Sie morgen den Gottesdienst gewohnheitsgemäß abhalten?

— Was heißt das: gewohnheitsgemäß?

— Um zehn Uhr.

— Warum denn um zehn Uhr?

— Das war hier so angeordnet ... unsere Pfleger wünschten es so.

— Nein, ich werde den Gottesdienst um neun Uhr abhalten.

— Wenn das nur nicht unsern Starosta erzürnt.

— Vater Diakon ... warum fürchten Sie sich so vor ihnen?

— Ich bin arm, Batjuschka, besitze nichts ... wie soll ich mich da nicht fürchten? Ich bin auch um Sie besorgt. Es sind sehr mächtige Leute, zu mächtig.

— Und Sie glauben an Gott?

— Ja, Batjuschka, ich glaube an ihn ... aber die Unruhe übermannt mich.

— Dann werden wir zusammen beten, Vater Diakon, und die Unruhe überwinden. Wir werden heute einen Abendgottesdienst veranstalten.

— Ein Abendgottesdienst ist ja bei uns nicht üblich: es wird eine Frühmesse gelesen, aber ein Abendgottesdienst findet nur an großen Feiertagen statt.

— Nun gut, so kommen Sie heute abends zu mir, wir werden gemeinsam den Abendgottesdienst abhalten.

— Mit großem Vergnügen!

Der Vater Diakon wollte gehen, doch ich merkte ihm an, daß er noch etwas sagen wollte.

Er nahte sich, um den Segen zu empfangen, ich segnete und küßte ihn, dann ging er, aber bei der Thür blieb er stehen.

Er wandte sich wieder zu mir um.

Ich sah ihn an.

— Batjuschka! sagte er.

— Was giebts, Vater Diakon?

— Beliebten Sie den Herrn Erzbischof zu sehen?

— Gewiß!

— Und wie war er gegen Sie? Zeigte er sich wohlwollend?

— Ja, erwiderte ich. Doch wozu wollen Sie das wissen?

— Batjuschka! sagte der Diakon und sank mir plötzlich schluchzend zu Füßen. Um unseres Erlösers willen bitten Sie den Erzbischof, daß er mir eine andere Stelle gebe! Ich kann hier nicht länger aushalten, ich richte meine Seele zu grunde, ich gehe in mein Verderben!

Und der Vater Diakon begann zu weinen wie ein Kind.

Ich fühlte, daß sich beim Anblick so aufrichtiger Thränen auch mein Herz zusammenkrampfte.

— Gedulden Sie sich, sagte ich, gedulden Sie sich noch eine Weile . . . wir wollen zu Gott beten, und dann werde ich mich auch an den Erzbischof wenden.

— Was sind wir doch für gottverfluchte Menschen,

wir Diener der Kirche! begann der Diakon. Die auf der Erde kriechenden Würmer sind besser daran als wir ... Habe ich deshalb gelernt? Ich bin ja doch immer noch gebildeter als diese Leute, die sich hier auf die Herrscher aufspielen ... warum läßt uns Gott von diesen Leuten solche Demütigungen erdulden? ...

— Das geht nicht, Vater Diakon ... es ist nicht zulässig, solche Fragen an Gott zu richten ... das ist eine Sünde, und eine große Sünde. Wenn es Gott gefällt, uns Leiden zu senden, dann müssen wir sie ohne Murren ertragen.

— Doch übermäßig zu dulden, Batjuschka, ist unmöglich. Sie wissen selbst, daß auch Christus in Gethsemane betrübt wurde.

— Er wurde betrübt ... ja, doch nachher demütigte er sich, und auch wir sollen so vorgehen.

Der Vater Diakon schüttelte den Kopf, verabschiedete sich und ging.

Es war mir leid um ihn.

Seine schlichte Seele vermochte offenbar das Opfer des Dienstes, das durch unehrbare Leute ihm auferlegt worden, nicht zu ertragen.

Immer schwärzere Wolken schienen sich um mich zusammen zu ballen.

## XI.

## Nähere Bekanntschaft mit den Verbündeten.

Nachdem ich mit meiner Frau beratschlagt, beschloß ich, mich noch an demselben Morgen zu dem Vater des Mädchens zu begeben, das ich notgedrungen bei mir aufgenommen hatte . . . ich beschloß, ich gestehe es, mit einiger Herzensunruhe, hinzugehen.

Ein zerlumpter Junge meldete meine Ankunft dem Hausherrn und ich wurde vorgelassen.

Der Hausherr kam mir auf die Treppe entgegen und schien etwas verwirrt zu sein.

Sein Aussehen war im höchsten Grade abstoßend. Das dicke, rote Gesicht mit den kaum bemerkbaren Augen erschien gleichsam als der Ausdruck des bei diesem Menschen die Seelenwelt beherrschenden rohen Gefühls.

— Bitte, treten Sie ein! sagte er, und als ich in die Stube eingetreten war, näherte er sich mir mit gefalteten Händen, um den Segen zu empfangen.

— Ich kann Ihnen nicht den Segen erteilen, sagte ich in sehr strengem Tone.

— Warum das? fragte er.

— Darum, weil ich als Priester nicht meinen, sondern Gottes Segen spende . . . und des Segens Gottes sind Sie unwürdig.

— So! erwiderte er und schien zu schmunzeln. Unwürdig! . . . Weshalb denn das? . . . Ich weiß nicht . . . es war hier vor Ihnen ein Batjuschka, der erteilte mir stets den Segen, und wir lebten mit ihm im besten Einvernehmen sechs Jahre. Bitte, setzen Sie sich!

— Ich komme zu Ihnen in Angelegenheiten Ihrer Tochter! ging ich geraden Weges auf mein Ziel los.

— Um was handelt es sich da?

— Auf die Einzelheiten Ihres Lebens einzugehen, ist nicht meine Sache. Ihre Tochter hat sich an mich gewandt und mich gebeten, sie zu beschützen. Ich und meine Frau haben sie bei uns aufgenommen, und ich komme, um Sie zu fragen: weshalb verfahren Sie so grausam mit Ihrer Tochter? Wissen Sie, daß das eine Sünde ist, die zum Himmel schreit und den schrecklichen Zorn des Herrn auf Sie herabrufen kann?

— Um was handelt es sich denn?

— Um das, was Sie mit ihrer Tochter thun.

— Ich bitte Sie, was thue ich denn mit ihr? Nichts. Ich habe ihr meinen väterlichen Segen gegeben . . . mag sie nun leben, wie es ihr beliebt!

— Sie sprechen nicht die Wahrheit! Sie wollten sie zur Unzucht verkaufen, sagte ich, nicht imstande, länger meine Kaltblütigkeit zu wahren. Und als ein ehrbarer Mensch sie heiraten wollte, gestatteten Sie es ihr nicht.

— Nein, das ist alles dummes Zeug! Ich erinnere mich an nichts derartiges. Was den Bräutigam betrifft, so war es ein meiner Tochter nicht ebenbürtiger Bräutigam. Ein Mensch, dessen Abstammung unbekannt ist, und außerdem befindet er sich in gerichtlicher Untersuchung wegen Unzuverlässigkeit und wegen noch etwas anderem . . . das ist alles dummes Zeug!

— Wo ist denn Ihr Gewissen? . . . Sie lügen ja nicht vor dem ersten besten . . . ich bin ja Priester . . . Sie lügen vor einem Priester?

— Keineswegs . . .

Und bei gesenkten Augen, die er während unseres Gesprächs nicht ein einziges Mal zu mir aufgeschlagen hatte, trommelte mein Gegenüber mit den Fingern auf dem Tisch, und die andere Hand stützte er in die Seite.

— Wünschen Sie nicht ein Glas Thee? sagte er plötzlich.

— Nein, ich will nicht, sagte ich trocken. Ich bin ausschließlich deshalb zu Ihnen gekommen, um die Angelegenheit Ihrer Tochter zum Abschluß zu bringen.

— Wie meinen Sie das? fragte der Kaufmann mit einer gewissen Ängstlichkeit.

— Ich kam Sie bitten, Ihre Einwilligung zur Verheiratung Ihrer Tochter mit dem Schreiber zu geben.

— Niemals!

— Wieso niemals? Was wollen Sie denn? . . . Daß Ihre Tochter Hand an sich selbst lege?

— Das ist Ihre Sache und nicht die meine. Mich kümmert nur die Heirat, denn wäre er ein wohlhabender Mann, hätten wir nichts dagegen, aber seine leibliche Tochter einem Landstreicher geben, das schickt sich nicht, weil wir Vermögen besitzen, und auch Verwandtschaft; es ist nicht anständig, sich mit allerlei Pack zu verschwägern! Um einen Bräutigam ist bei uns keine Not, ich habe eine Menge vermerkt. Meine Sache . . .

— Nein, entschuldigen Sie, es ist nicht mehr Ihre Sache, weil Sie sich von Ihrer Tochter losgesagt haben . . . und es war gut gethan, daß Sie sich lossagten, denn es ist besser, wenn Sie sich um ihr Los nicht kümmern . . . und folgen Sie meinem Rat: sie mag den heiraten, den sie liebt.

— Nein, das paßt uns nicht.

— Nun, wie es Ihnen beliebt! Ich habe mich nur deshalb entschlossen, zu Ihnen zu gehen, weil ich dachte, daß wir die Angelegenheit auf friedlichem Wege zu Ende führen werden. Wenn es aber nicht möglich ist, sie auf friedlichem Wege zu beenden . . . dann mag es so gehen, wie Gott es befiehlt!

— Was befiehlt denn Gott? fragte der Kaufmann, wieder fast erschrocken.

— Das werden Sie sehen, sagte ich, stand auf und schickte mich an, fortzugehen.

— Wie ist denn das? fragte der Hausherr.

Da kam mir der Gedanke, zu versuchen, ob ich nicht eine Saite seines Herzens zum klingen bringen könne.

— Sagen Sie, begann ich in möglichst sanftem Tone, giebt es denn in Ihrem Herzen gar kein gutes Gefühl? Sie hatten ja ein Weib . . . wie es heißt ein gutes, gottesfürchtiges Weib . . . werden Sie nicht aus Achtung für ihr Angedenken Ihr Herz erweichen? . . . Nicht genug daran, daß Sie Ihre Tochter grausam quälen, Sie martern auch die Seele der Verstorbenen: auf Erden grämt sich und weint Ihre Tochter, und droben vor Gottes Stuhl vergießt Ihr Weib Thränen . . . weshalb quälen Sie sie? Nun, wodurch haben sie denn Sie erzürnt? Erbarmen Sie sich ihrer!

Im Gesicht meines Gegenüber vermochte ich nicht

die geringste Veränderung wahrzunehmen, doch es schien mir, als ob er rascher Atem holte, als ob ihn etwas aufregte und quälte.

Ich schwieg.

Auch er schwieg.

— Und wenn sie, wenn meine Tochter gegen den Willen ihres Vaters heiraten will, sagte plötzlich der Kaufmann mit heiserer Stimme, so mag sie heiraten! Ich verflu . . .

Ich ließ ihn nicht aussprechen.

— Es ist nicht meine Tochter, sondern mein grimmiger Feind, eine Natter, des Teufels leibliche Tochter und nicht die meine, röchelte er, während seine zornigen Augen aus den Höhlen hervorzutreten schienen.

— Schweigen Sie! Ist etwa der Teufel in Sie gefahren? entschlüpfte es mir wider Willen.

— In mich? sagte er plötzlich mit seltsamer Stimme, und sein ganzes Gesicht verzerrte sich vor Angst. Der Teufel! Ach, Sie Spaßvogel! . . . Nun, sei's der Teufel, mag er in mir sitzen . . . höre, verbeuge Dich vor mir, Pope, und ich übergebe Dir meine Tochter. Du kannst sie dann verheiraten an wen Du willst, kannst sie meinetwegen zu Deiner Geliebten machen!

— Im Namen Christi gebiete ich Dir, zu schweigen! rief ich, und erschrak selbst über meine Worte . . .

Ein seltsames Gefühl, eine unbeschreibliche Gemütsstimmung überkam mich.

Es schien mir, daß ich in diesem Augenblick wirklich vor einem vom Teufel besessenen Menschen stehe.

— Herr unser Gott, sagte ich laut, vernimm das Gebet Deines unwürdigen Priesters und laß ihn in Deinem Namen die diesen Menschen drückende teuflische Kraft bezwingen . . . Im Namen Jesu Christi, sagte ich, indem ich über dem Alten das Kreuzeszeichen machte, befehle ich Dir, unsauberer Geist, aus diesem Menschen auszufahren!

Und ich sank in die Kniee, um ein Gebet zu sprechen.

Als ich nach Beendigung des Gebetes mich erhob, bemerkte ich in dem Gesicht des Alten den Ausdruck großer geistiger Bekümmernis.

Er sprach kein Wort, seine Augen irrten unstät umher.

Stumm ging er zum Tisch, setzte sich an denselben, stemmte den Kopf zwischen die Hände und versank in Nachdenken.

Ich sprach noch in Gedanken ein Gebet für seine Seele und ging dann auf die Thür zu.

Ich war selbst von diesem schrecklichen Auftritt zu erregt . . .

Zum erstenmale in meinem Leben hatte ich etwas

Derartiges erlebt; beschreiben kann ich es nicht, aber ich erinnere mich, daß es mir schien, als umflackere mich irgend eine Flamme . . .

Als ich auf die Straße trat, glaubte ich an das Wunder, das sich vollzogen hatte, ohne den geringsten Zweifel in der Seele: ich wußte, daß der böse Geist diesen Menschen verlassen hatte! Doch hier endete auch meine geistige Befriedigung. Ein neues Gefühl, Selbsttäuschung, Stolz bei dem Gedanken, daß mein Glaube eine so überraschende Seelenkur zustande gebracht hatte, erfüllte mich.

Ich erinnere mich noch dessen, was ich zu meiner Frau sprach, als ich ihr alles, was vorgefallen war, erzählt hatte.

— Siehst Du! sagte ich. Und Du hast an der Macht Gottes gezweifelt! Mögen sich alle seine Feinde gegen uns vereinigen und zusammenscharen . . . wir werden sie doch besiegen!

Mit diesen Worten gewann der Stolz die Herrschaft über mich. Ich begann weniger die Macht des Herrn als meine eigene Kraft zu fühlen . . . und das war der Beginn meiner Schwäche . . .

## XII.

## Der Selbstmörder.

Ich hatte mich kaum mit unserer neuen Hausgenossin in ein Gespräch eingelassen, als derselbe zerlumpte Junge angelaufen kam, der mich in das Haus ihres Vaters eingelassen hatte.

— Alexei Stepanowitsch liegt im sterben! sagte der Junge, ganz außer Atem. Bedenken Sie nur, er hat Hand an sich gelegt!

Als seine Tochter dies hörte, stürzte sie geraden Wegs auf die Thür zu und eilte zum Vater, ich aber begab mich sofort in die Kirche, um die Sterbesakramente zu holen.

Mir war schwer ums Herz.

— Gewiß habe ich nicht bis ans Ende meinen Glauben bewahrt, dachte ich, wenn Gott eine solche Sünde zugelassen hat!

Als ich in Podarkows Haus kam, fand ich ihn sterbend auf dem Bette.

Der herbeigerufene Feldscheer hatte der Blutung Einhalt gethan und die Wunde am Halse verbunden, welche Alexei Stepanowitsch sich mit einem Rasiermesser beigebracht hatte.

Der ganze Boden war mit Blut übergossen.

Sehr schwach nach dem Blutverlust, atmete der Alte kaum, war aber bei vollem Bewußtsein, worüber ich mich sehr freute, denn wenn er nicht bei Bewußtsein war, so wäre es ein Zeichen gewesen, daß ihn die göttliche Gnade im Augenblicke des Todes verlassen hatte.

Als er mich erblickte, bekreuzte sich der Alte und bat, ihn mit mir allein zu lassen.

Die Tochter begab sich in die andere Stube.

Noch nie hatte ich beim Anhören einer Beichte mich so bedrückt gefühlt wie diesmal.

— Die Qual hier wurde mir unerträglich, sagte der Kranke, indem er auf sein Herz wies. Als Sie fortgegangen waren, bemächtigte sich meiner eine Beklemmung, die mir den Verstand umnebelte; große Angst überfiel mich ... ich fürchtete mich vor dieser Beklemmung und wollte mit dem Rasiermesser meinem Leben ein Ende machen ...

Der Alte stöhnte.

— Das war nicht gut! erwiderte ich ihm. Sie

haben noch eine schreckliche Sünde zu Ihren anderen Sünden hinzugefügt.

— Sünden in Menge! O Gott, o Gott! In der ganzen Welt giebt es keinen solchen Sünder. Der Herr hat mich sichtlich verflucht! stöhnte der Sterbende.

— Der Herr verflucht niemanden, sagte ich, sondern wir fallen selbst unter unseren eigenen Fluch. Der Herr ruft uns zur Erlösung, aber wir wollen seine Stimme nicht hören und folgen dem Teufel und führen unsere Seele ins Verderben.

— O Gott, vergieb mir Sünder! sagte der Alte.

— Erinnern Sie sich Ihrer Sünden? Bereuen Sie dieselben? fragte ich. Fühlen Sie, wie Sie Gott erzürnt haben und wie der Herr unendlich barmherzig ist? Er ließ Sie Ihr Leben nicht enden wie Sie wollten. Er giebt Ihnen Zeit, sich zu besinnen und ihn um Hilfe anzuflehen.

— Ja, die Gnade des Herrn ist groß, aber die Furcht überkömmt mich: meine Sünden sind sehr schwer, mir wird vom Herrn keine Verzeihung zu teil werden. Ach, es ist schrecklich, auch mit meiner leiblichen Tochter, mit meinem Kätchen hatte ich kein Erbarmen ... O Herr, war ich denn bei Verstand oder hatte der Teufel Gewalt über mich? Ja, die Teufel sind jetzt vertrieben, sind alle fort. Schützet mich, schützet mich ... o es ist

schrecklich ... fort mit Euch, fort! ... Das Kreuz! Das Kreuz! Gebt mir das Kreuz!

Er begann sich zu bekreuzen.

— Sie sind fort ... O Gott, o Gott, jetzt fühle ich mich etwas ruhiger ... Herr Jesus Christus ...

Bei diesen Worten versagte ihm die Stimme.

— Batjuschka, kann ich nicht beichten? Aber schnell! ... Ach! Wie es mich beklemmt!

Und wieder begann er sich zu bekreuzen.

Da ich das baldige Ende des Sterbenden voraussah, sandte ich zu Awdulin, dem Wolost-Schreiber, indem ich mir vornahm, von dem Sterbenden seinen Segen für die Vermählung der Tochter zu erflehen, und begann dann sofort die Beichtgebete zu lesen.

Dann hörte ich seine Beichte, indem ich dann und wann Fragen an ihn richtete.

Der Beichtende antwortete mir meist mit Seufzern.

— Und noch etwas ... sagte er auf meine Fragen und begann vor sich hinzumurmeln, doch es fehlte ihm die Kraft, es auszusprechen.

Ich mußte ihm raten, ein wenig auszuruhen, doch er sagte beständig: „Nein, nein, es muß rascher gehen," so daß ich, da ich seinen plötzlichen Tod befürchtete, das Lesen des Absolutions-Gebetes beginnen mußte.

Nach demselben rief ich seine Tochter und Schwester

und den herbeigeeilten Awdulin herein, legte das Priestergewand an und ging mit dem Kelch zu dem Sterbenden.

O Gott, auch die Erinnerung an diesen Augenblick ist schrecklich!

So wie der Sterbende den eingetretenen Awdulin erblickte, verzerrte sich plötzlich sein Gesicht auf schreckliche Weise, gerade als ob er einen Krampfanfall hätte; er richtete sich auf, wälzte die Augen heraus und begann zu lästern.

— Fort, Du Unflat! Du kommst meine Tochter stehlen, du schmutziger Findling! Hinaus! Hinaus! Batjuschka, komm nicht zu mir, nein ...

Er sank auf das Kopfkissen zurück, und ohne den Satz zu beenden, verfiel er mit blutigem Schaum um den Mund in Todeskampf und starb.

Gott hatte offenbar diesen Sünder der Vereinigung mit ihm in dem allerheiligsten Altarsakrament nicht würdig befunden ...

## XIII.

## Der Kirchen-Älteste.

Nachdem ich durch Nachdenken und Gebet ein wenig ruhiger geworden, hielt ich es für meine Pflicht, bei dem Kirchen-Ältesten, dem Kaufmann Wladykin vorzusprechen, der mich am Tage meiner Ankunft besucht hatte.

Er empfing mich ehrenvoll und sichtlich wie einen teuern Gast, doch es war schwer, die Hinterlist in seiner ausgesuchten und überaus großen Freundlichkeit nicht zu bemerken.

Es stellte sich heraus, daß er weder vom Tode, noch vom Selbstmord Podarkows etwas wußte.

Die Nachricht rührte ihn sichtlich sehr, doch etwas Herzliches bemerkte ich an seinem Erstaunen nicht — im Gegenteil, vom ersten Augenblick machte sich etwas Unnatürliches bemerkbar.

— Er hat Hand an sich gelegt ... o du mein

Gott! Welch eine Sünde! Welch eine Sünde! wiederholte der Kaufmann Wladykin mehrmals, indem er mich mit einem seltsam unentschlossenen und fast ängstlichen Blick betrachtete.

— Und er stand Ihnen nahe? fragte ich.

— Nein, erwiderte Wladykin ... wir sahen uns nur zuweilen ... in Geschäften ... eine besondere gegenseitige Zuneigung war nicht vorhanden. Herr mein Gott, er hat Hand an sich gelegt! ... Und er hat nicht Zeit gehabt, das Abendmahl zu empfangen, der Zorn Gottes hat es nicht gestattet.

Und der Kaufmann begann sich zu bekreuzen.

— Es geziemt sich nicht für uns, von dem Gericht Gottes zu sprechen, begann ich, unsere Aufgabe ist es, für jede Seele zu beten und für jede Seele die Barmherzigkeit Gottes zu erhoffen. In diesem Vorfall hat man nicht den Zorn Gottes gegenüber dem Verstorbenen, sondern eine Warnung vor dem göttlichen Zorn für die Lebenden zu sehen.

— Er war stets ein wilder Mensch, sagte der Kaufmann, gleich als ob er meine letzten Worte nicht gehört hätte. Sein Betragen war stets ein sehr schlechtes. Er hatte eine einzige Tochter, aber wie hat er sie gequält! Und dann war er dem Trunk ergeben, liebte Ausschweifungen, und er war doch schon in meinem Alter.

Von kirchlicher Frömmigkeit war zum Beispiel bei ihm nicht viel vorhanden ... ja, die Wahrheit zu sagen, gar nichts ... Nun ja, der Herr ist gnädig ... es ist wahr, Batjuschka, uns sündhaften Menschen kommt es nicht zu, zu richten .. Wünschen Sie nicht ein Gläschen Thee?

— Nein, ich danke Ihnen!

— Oder vielleicht Branntwein ... oder etwas zum zubeißen?

— Nein.

— Fruchtaufguß ... oder vielleicht Xeres? Ich möchte einen so teuern Gast gern gebührend bewirten.

— Nein, ich will nichts.

— Und Sie belieben jetzt bei sich Abendgottesdienst abzuhalten? sagte der Kaufmann, indem er mich mit freundlichen Blicken ansah.

— Ja, erwiderte ich. Woher wissen Sie das?

— Der Vater Diakon hat es mir gesagt. Und morgen belieben Sie den Gottesdienst früher abzuhalten? Wie? Wir haben nichts dagegen einzuwenden ... nur erweisen Sie mir die Gunst — schlagen Sie es nicht ab — nach dem Gottesdienst zu einem kleinen Imbiß zu mir zu kommen ... das ist einmal bei uns so Herkommen ...

Ich mußte die Einladung annehmen.

— Wir sind hier keine Leute wie die anderen ... gottesfürchtig, beiläufig gesagt ... Die kirchlichen Vorschriften befolgen wir alle genau. Und wie sollte man sie nicht befolgen, wenn wir jetzt gar einen Geistlichen haben, der diese Vorschriften achtet. Wenn ich die reine Wahrheit sagen soll, so paßte der frühere Geistliche, obwohl es ein guter Alter war, doch nicht zu unserem Ort, zu unseren Sitten. Unser Volk ist sehr ausschreitend, das läßt sich nicht verheimlichen, und gegenüber dieser unserer Schwäche nützt meiner Meinung nach nichts als Strenge.

Ich sah mein Gegenüber an und vermochte nicht zu begreifen, wie dieser ungebildete Mensch eine so feine Lüge ersinnen konnte.

— Sie sind aber, wie es scheint, auch Ausschreitungen nicht abgeneigt? fragte ich.

— Das ist nur Gerede ... böse Zungen sagen mir das nach, weil ich im Gegenteil — Sie können sich danach bei wem Sie wollen erkundigen — auf Zucht und Ordnung halte ... Anders kann es auch nicht sein. Nehmen wir zum Beispiel an, daß ich etwas Geld besitze; es ist eine bekannte Geschichte, daß sich da alle Welt mit einem beschäftigt, und man muß auch, um ein gutes Beispiel zu geben, ein sittliches Leben führen, sonst kann man keine Achtung erwerben.

— Sie sind also ein sittlicher Mensch?

— Nicht gerade ein sittlicher, erwiderte der Kaufmann, indem er das Knie mit der flachen Hand rieb. Es ist schwer, sich selbst zu erkennen ... und wenn man andere als Muster nimmt ... es ist eine bekannte Geschichte ... dann dünkt man sich sittlicher als die anderen. Nun, wir halten uns Gott Lob in allem an den alten Brauch: in diesem Jahre habe ich zum Beispiel nicht einen einzigen Gottesdienst versäumt, weil, offen gestanden, die Anwesenheit bei einem Gottesdienst mir ein besonderes Vergnügen bereitet: es wird bei uns vorzüglich gesungen; die Kirche ist reich, Gott sei Dank; wir haben uns die Ausstattung des Tempels genug kosten lassen.

— Nun, sagen Sie mir jetzt eins: warum bedrücken Sie unsern Wolost-Schreiber Awdulin so sehr?

— Abermals, so zu sagen, infolge unserer Unwissenheit ... denn er ist ein gebildeter, geschickter Mensch ... aber der Älteste hat ein Vorurteil gegen ihn, und in folge dessen ist Einer für den Ältesten, eine anderer für den Schreiber ...

— Und sagen Sie mir noch eins: wer hat Ihren Lehrer angestellt?

— Iwan Iwanowitsch beliebte ihn anzustellen ... das Semstwo hatte es so angeordnet ... er ist ein sehr

gebildeter Mensch ... nur besitzt er wenig Frömmigkeit ... aber er ist doch ein braver Mensch ...

— Nein, er ist nicht brav, sondern schlecht ...

— Offen gestanden, wir wissen das nicht genau ... Gott weiß, was für ein Mensch es ist! In die Kirche geht er nicht ... das weiß ich schon seit langer Zeit ... und man weiß ja, wenn ein Mensch die Kirche nicht besucht, da kann man nicht viel von ihm erwarten, weil die Religion die Hauptsache ist.

— Und Sie verkehren mit ihm?

— Niemals, Batjuschka! Ich habe nichts mit ihm zu thun ... Gott Lob!

Die Lüge dieses Menschen machte mich bestürzt.

Nicht ein Zug in seinem Gesicht verriet, daß es ihm Mühe kostete, gegen sein Gewissen zu sprechen, und doch war alles vom ersten bis zum letzten Wort erlogen!

Was sollte ich thun?

Mit diesem Menschen sofort alle Beziehungen abzubrechen, erschien mir unmöglich; ihm ins Gewissen zu reden, war unnütz.

— Nun, sagte ich, habe ich noch eine Bitte an Sie.

— Worin besteht dieselbe?

— Ich möchte mich mit dem Stand unserer Kirchenangelegenheiten vertraut machen und von Ihnen die

Bücher und Urkunden übernehmen. Man sagte mir, daß sich alles bei Ihnen befinde.

— Ja, es befindet sich bei mir. Der frühere Batjuschka hatte es, der größern Sicherheit wegen, so gewünscht.

— Ich möchte überhaupt, was Kirchenangelegenheiten anbetrifft, zum Teil selbst, zum Teil mit den Kirchen-Pflegern verfügen. Wenn es Ihnen recht ist, werden wir uns heute gegen fünf Uhr bei mir versammeln, alles durchsehen und prüfen ... was nötig ist, werden Sie mir übergeben.

— Unbedingt ... ich halte es für meine erste Pflicht, Batjuschka, Ihnen entgegen zu kommen. Was von mir abhängt, werde ich alles thun, weil meine Achtung vor Ihnen eine sehr große ist. Seinen Sie unbesorgt.

Nachdem er das gesagt, empfing er von mir den Segen und geleitete mich bis auf die Straße hinaus, indem er mich nochmals daran erinnerte, daß ich morgen, nach dem Gottesdienst, ein Frühstück bei ihm einnehmen müsse.

So hatte sich dieser Mensch im vollen Sinne des Wortes als Heuchler erwiesen.

In sittlicher Beziehung war er wohl kaum besser als der unglückliche Podarkow, aber die Heuchelei war bei ihm zur höchsten Vollkommenheit entwickelt.

## XIV.

## Prüfung und Übernahme der Bücher.

Wie vereinbart war, kamen zu der von mir bestimmten Stunde die Mitglieder unseres Fürsorgeausschusses: die Kaufleute Wladykin, Bytschkow und Sheläsnikow und der Wolost-Älteste Anfimow.

Und wie groß war mein Erstaunen, als hinter ihnen der Lehrer eintrat!

Sein Erscheinen verwirrte ein wenig auch Wladykin Er hustete leicht und sagte zu mir gewendet:

— Er war bei uns als Schriftführer thätig, weil der Wolost-Schreiber es abgelehnt hatte. Wir können mit der Feder nicht gut umgehen . . . so habe ich ihn ersucht.

— Nein, Sie werden mich schon entschuldigen, sagte ich zu dem Lehrer gewendet, aber ich kann Sie zu unseren Kirchenangelegenheiten nicht zulassen. Wenn früher der Wolost-Schreiber hier thätig war, so werde ich ihn ersuchen, zu uns zurückzukehren.

— Er ist ein unzuverlässiger Mensch! unterbrach mich in frechem Ton der Wolost-Älteste Anfimow. Das geht nicht!

— Das zu wissen, ist meine Sache und nicht die Ihre, erwiderte ich dem Ältesten.

— Wie es Ihnen belieben wird, sagte er.

— Sie befehlen mir also, mich zurückzuziehen? fragte der Lehrer.

— Ja, ich ersuche Sie, sich zu entfernen, sprach ich zu ihm.

— Ich gehorche, sagte er im Fortgehen. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.

Die Kirchen- und Einnahmebücher erwiesen sich, wie ich erwartet hatte, in Unordnung und sogar in großer Unordnung; für die letzten zwei Wochen waren keine Eintragungen vorhanden und in dem Einnahmebuch der Kirchengemeinde waren auf Papierfetzen mit Bleistift Bemerkungen geschrieben.

Außerdem kam ein sonderbares, besonderes Einnahmebuch zum Vorschein.

Seine Aufschrift lautete:

„Einnahmebuch des Kirchen-Fürsorge-Ausschusses von Ju—ki und des Kirchen-Ältesten, Kaufmanns der ersten Gilde und Ordensinhabers Wladykin.“ In diesem Buche befanden sich Eintragungen folgender Art:

„Am soundsovielten von dem Kaufmann Wladykin der Kirche zur Deckung der Gemeindeauslagen dargebracht 50 Rubel“; oder: „Durch den ehrenwerten Eifer des Knechtes des Herrn, Alexei Wladykin, für die heiligen Lampen dargebracht dreißig Pfund Öl.“

Hinter jedem Absatz befand sich die Bemerkung: „Siehe den Sitzungsbericht vom soundsovielten.“

Für die Sitzungsberichte war ein besonderes Buch vorhanden.

Jeder derselben enthielt einen Beschluß des Fürsorgeausschusses, dem Ältesten Wladykin für die fromme Spende den Dank auszudrücken, mit dem Zusatz, daß die Schenkung durch Seine Hochwürden zur Kenntnis Seiner Eminenz gebracht werden solle.

Doch damit fanden die Seltsamkeiten noch nicht ihr Ende.

In demselben Einnahmebuche waren folgende Verausgabungen des Gemeindevermögens verzeichnet: „Dem Lehrer der Kirchenschule zu Christi Geburt zum Ankauf von Schulbüchern für die Kinder ausgezahlt 50 Rubel; ihm wurde überdies behufs Eheschließung mit der Tochter des Kaufmanns N. N. ein Darlehn von 500 Rubel gewährt.“

Alles das war unbegreiflich, aber es stand schwarz auf weiß da.

— Wessen Handschrift ist das? fragte ich.

— Das hat er geschrieben, erwiderte mir Wladykin.

— Wer ist dieser „er“?

— Ja der Herr Lehrer. Er hat diesen Betrag zurückgezahlt.

— Wo ist das verzeichnet? fragte ich.

— Hier!

Und Wladykin wies mir eine andere Abteilung in diesem Buche, wo geschrieben stand: „Für Herrn Skorlupow durch den Bauer Sch. eingezahlt 500 Rubel.“

So unglaublich alles war, was sich vor mir enthüllte, so mußte man es doch so auffassen, wie es mir der Wolostschreiber mitgeteilt hatte: dem nichtsnutzigen Lehrer hatte man zu seiner Verheiratung Geld aus dem Kirchenvermögen gegeben, und nach seiner Verheiratung hatte diesen Betrag derselbe Bauer, welcher Skorlupows Weib zu seiner Beischläferin erwählt hatte, an die Kirchenkasse zurückgezahlt.

Bei alledem ließ sich gegen nichts etwas einwenden: Unordnung war nur in der Art der Buchführung vorhanden, es war aber kein Geld vergeudet worden; man konnte z. B. nicht nachweisen, daß das demselben Skorlupow zum Ankauf von Schulbüchern überwiesene Geld von ihm verjubelt worden, und doch war das der Fall.

Außerdem fanden sich unter den Schriften des

Fürsorgeausschußes noch andere Urkunden, die nicht minder wunderlich waren.

So fanden sich drei Nummern der *** Zeitung mit Berichten aus Ju—ki, in denen die von dem Kaufmann Wladykin der Kirche erwiesenen Wohlthaten und die feierliche Eröffnung der Schule geschildert wurden und auch der Persönlichkeit des Lehrers Skorlupow mit einigen lobenden Worten gedacht war, der als „Aufklärer“ und „Apostel der Bildung“ inmitten des die Bevölkerung von Ju—ki umhüllenden Dunkels der Unwissenheit bezeichnet wurde.

Es ist schwer zu sagen, wie dieses ganze, man kann sagen: himmelschreiende Lügengewebe mich empörte, doch ich bewahrte während der ganzen Dauer unserer Sitzung strenges Schweigen und kaltes Blut.

Was hätten auch meine Worte genützt angesichts der Unmöglichkeit, in diesem Augenblicke zu handeln, und da ich überzeugt war, daß alle diese Verbündeten, die sehr zuversichtlich vor mir saßen, alle Maßregeln ergriffen hatten, um jedem Angriff von meiner Seite zu begegnen.

Sie sahen mich an und schienen zu sagen: „Suche nur, suche, Du wirst nichts ausrichten!“

Mir blieb nichts übrig, als diese Sitzung zu schließen.

In Gedanken sandte ich ein Gebet zu Gott empor

und erklärte dann den Mitgliedern des Fürsorgeausschusses, daß ich, da die Bücher regelrechter geführt werden müßten, die volle Verantwortung für dieselben übernehme; dann erklärte ich, daß ich die Schule, die in einigen Schriftstücken als Kirchenschule bezeichnet sei, als solche nicht anerkennen könne und alle Beziehungen dieser Schule zu unserem Fürsorgeausschuß abzubrechen beabsichtige. Wenn es, sagte ich, Herrn Sheläsnikow beliebt, sie auf seine Kosten zu erhalten, so möge sie, wie es auch früher war, als Fabriksschule gelten, aber unter Vorwegnahme der Entscheidung der kirchlichen Obrigkeit könne sie die Bezeichnung als Kirchenschule nicht führen. Als meinen Gehilfen bei den schriftlichen Arbeiten beabsichtige ich den Wolostschreiber vorzuschlagen und würde es gern sehen, wenn er wie früher Mitglied unseres Fürsorgeausschusses wäre.

— Das geht nicht, unterbrach mich der Wolost-Älteste, weil es ein unzuverlässiger Mensch ist.

Ich sah den Ältesten an, als ob ich darüber erstaunt wäre.

— Es ist möglich, es ist möglich! Gut so! sagte der Kirchenälteste Wladykin. Iwan Kondratjewitsch, belieben Sie unbesorgt zu sein . . . Seine Hochwürden wünschen es, und es ist stets unsere Pflicht, den Wunsch Seiner Hochwürden zu berücksichtigen.

Wladykin stimmten auch Sheläsnikow und Bytschkow bei.

— Wie es Ihnen beliebt, sagte der Wolost-Älteste.

Wladykin gab Ansimow mit den Augen einen Wink, der ausdrückte, daß er schweigen solle, ich aber begriff, daß diese ihre Übereinstimmung eine neue Hinterlist seitens Wladykins verriet.

Die Angelegenheit der Vaters Diakon berührte ich nicht, da ich seinen Wunsch, so schnell als möglich von diesem Orte fortzukommen, im Auge hatte.

Die Sitzung war zu Ende.

Ich nahm alle Urkunden und Bücher und legte sie in ein eisernes Kistchen, das ich in meiner Wohnung gefunden hatte; zwei Schlüssel zu diesem Kistchen wurden mir ordnungsgemäß übergeben.

Wir schieden, indem wir einander schweigend die Hand drückten. Ich fühlte, daß dieses Schweigen die Ruhe vor dem Sturm war . . .

## XV.

## Meine erste Unvorsichtigkeit.

Als sich alle Mitglieder des Fürsorge-Ausschusses entfernt hatten, kam Nikolai Ignatytsch, der Wolost-Schreiber, zu mir, den ich seit der ersten Begegnung lieb gewonnen und der auch seinerseits Zuneigung zu mir gefaßt hatte.

Ich erzählte ihm, wie unsere erste Sitzung verlaufen war.

— Ach, sagte er, den Kopf schüttelnd, es ist traurig, daß Sie es so gemacht haben.

— Was denn? sage ich.

— Ja, es wird Ihnen nicht gut bekommen.

— Um was handelt es sich denn?

— Sie kennen sie noch wenig, spricht er zu mir Es sind ja Verbündete.

— Was hat das aber zu bedeuten, daß sie Verbündete sind?

— Sie wissen nicht, was sie Ihnen thun können? Wieviel Schlüssel zu der eisernen Kiste haben Sie?

— Zwei. Hier sind sie, bei mir . . .

— Und jene haben den dritten!

— Den dritten? fragte ich erschreckt.

— Ja, sie haben den dritten.

— Nun, mögen sie ihn immerhin haben!

— Wieso immerhin? Morgen werden sie aus der Kiste stehlen, was sie brauchen, und werden sagen, daß Sie es beiseite gebracht haben.

— Nun, lassen Sie das gut sein, sage ich . . . sollten sie sich zu so etwas versteigen?

— Ach, Batjuschka, Sie kennen sie noch schlecht! Sie mußten ein Verzeichnis anfertigen und alles nach dem Verzeichnis in Empfang nehmen, und zwei Zeugen herbeirufen, damit sie bei der Übernahme zugegen seien . . . aber jetzt . . . wenn sie auch nichts stehlen, sind Sie doch völlig in ihrer Hand.

— Ja, das ist wahr . . . ich bin zu hastig vorgegangen . . . nun, Gott ist gnädig, er wird uns vor Unheil bewahren.

— Gott schützt den Vorsichtigen, erwiderte Nikolai Ignatytsch und versank in Nachdenken. Thun sie folgendes, Batjuschka: morgen nach dem Gottesdienst, sobald alle beim Kirchen-Ältesten versammelt sein werden,

machen Sie den Vorschlag, daß sich alle zu Ihnen begeben, und rufen Sie dann zwei Zeugen, den Vater Diakon und mich, nehmen Sie die ganze Prüfung nochmals vor und wir werden das Verzeichnis unterschreiben ... sonst können Sie, weiß Gott, nicht ruhig sein, denn sie sind jetzt versammelt und schmieden eine Verschwörung gegen Sie ... das ist so wahr als ein Gott ist.

— Immerhin, sage ich, ich empfinde ein Wohlbehagen ob der Erkenntnis, daß ich ihnen gewachsen bin.

— Sie werden also thun, was ich Ihnen riet? fragte Nikolai Ignatytsch.

— Gut! erwiderte ich. Ich werde es thun.

In diesem Augenblicke kam der Vater Diakon zum Abendgottesdienst.

Ich lud ihn ein, morgen Zeuge zu sein.

Er schwieg lange.

— Gestatten Sie mir, das nicht zu sein, sagte er endlich.

— Was soll das? Fürchten Sie sich? fragte ich lachend.

— Ich fürchte mich, erwiderte der Diakon. Ich habe Todesangst vor den Verbündeten.

— Nun, thun Sie es mir zu Liebe, begann ich ihm zuzureden.

— Ich werde es thun, erwiderte der Vater Diakon. Doch bringt es einen Vorteil? Kann man sich etwa gegen sie durch irgend etwas schützen? Es ist nutzlos, weil ihre Macht unzerstörbar ist.

— Sie ist zerstörbar, sage ich Ihnen. Schon liegt einer im Sarge und hat fühlen müssen, daß ich ein Gott wohlgefälliges Werkzeug zur Bezwingung unserer Widersacher bin.

Mein Stolz und meine Selbstüberhebung waren schon groß.

Da kam der Kirchendiener mit den Gewändern und dem Kirchengerät.

Sein Gesicht mißfiel mir noch mehr, als ich es aufs neue näher zu betrachten begann.

Es lag darin etwas Verschlossenes, Hinterlistiges, und erheuchelt Gutmütiges.

Mit den großen runden Augen sah er den Wolost-Schreiber listig fragend an; dieser Blick schien auszudrücken: Eh! Eh! Du bist hier? . . . Ich begreife! . . .

Ich begann den ersten Abendgottesdienst abzuhalten.

Nikolai Ignatowitsch sang. Meine Frau sang auch.

Ich hatte befohlen, jeden, der beten möchte, in die Stube einzulassen.

Es fanden sich zum Evangelium etwa fünfzehn Menschen ein.

Darunter bemerkte ich einige Jungen, und unter ihnen auch den Jungen, den ich in der Schule getroffen hatte.

— Wie bist Du hierher geraten? fragte ich ihn nach dem Gottesdienst.

— Ich wollte zu Gott beten, erwiderte der Junge frisch weg.

— Und Du betest gern zu Gott?

— Ja, gern . . . aber Wassili Kirilowitsch wünscht es nicht.

— Er wünscht es nicht? Wie kann er das nicht wünschen?

— Das lügt er, Batjuschka, mischte sich der Kirchendiener in das Gespräch. Wer wird ihn anhören, den Lumpenjungen! Was hast Du da für Lügen über Wassili Kirilowitsch ausgesonnen? Ach Du Taugenichts!

Der Junge sah den Kirchendiener an und schien sagen zu wollen: Dich fürchte ich nicht!

— Ich lüge nicht, erwiderte er. Man hat uns gesagt, daß jetzt außer den alten Leuten niemand zu Gott bete, und wir keine Ursache hätten, zu beten.

— Und das hat er allen gesagt? fragte ich.

— Wie denn nicht! erwiderte der Junge.

— Du glaubst ihm also nicht?

— Nein, ich glaube ihm nicht, weil ich weiß, daß es einen Gott giebt und man beten muß.

Da regte sich in mir der Gedanke, wie man schnell eine Schule einrichten könnte, um mit einem Schlag den schädlichen Einfluß, den der Lehrer Skorlupow auf die Kinder ausübte, zu beseitigen.

— Am Montag, sprach ich zu mir selbst, werde ich beginnen.

Den Jungen, die dem Abendgottesdienst beigewohnt hatten, schlug ich vor, am nächsten Tage um zwei Uhr zum Unterricht in den Geboten Gottes wieder zu kommen.

— Der Vater wird aber schimpfen, sagte der kleine Junge. Er hieß Wassja.

— Weshalb sollte er schimpfen? sage ich. Es ist ja ein gutes Werk.

— Der Vater will, daß wir bloß Wassili Kirilowitsch folgen.

— Nun, folget auch mir! Sage Deinem Vater, daß ich ihn bitte, Dich zu mir zu lassen, sagte ich zu Wassja, indem ich ihn mit einem kleinen Geschenk an Naschwerk entließ.

Das waren jedoch noch nicht die letzten Begebenheiten dieses Tages.

Gegen zehn Uhr klopft jemand an unsere Thür.

Die Magd geht öffnen.

Da kommt zitternd und in Thränen gebadet mein Wassja herein gelaufen.

— Was ist Dir denn widerfahren? frage ich und versuche ihn zu beruhigen.

Da stellte es sich heraus, daß der Vater den armen Wassja derb durchgeprügelt hatte, und zwar aus folgendem Grunde.

Der Kirchendiener hatte sich von mir geradenwegs zu Wassjas Vater begeben, ihm mitgeteilt, daß sein Wassja haarsträubende Dinge von dem Lehrer Skorlupow erzähle, und ihn gebeten, den Jungen gebührend zu züchtigen.

Diese abschreckende Züchtigung hatte der Junge auch zu erdulden, sobald er nach Hause kam.

Man hatte ihn geschlagen, bei den Haaren gezerrt und ihm solche Angst eingejagt, daß er vom Hause fortlief und zu mir kam, um mich um Schutz zu bitten.

Ich sprach ihm so gut es anging Mut zu und tröstete ihn, und nachdem ich ihm versprochen, daß ich morgen selbst mit seinem Vater sprechen wolle, sandte ich ihn nach Hause.

Man kann sich leicht vorstellen, wie unangenehme Gefühle mich nach diesem so unerwarteten Vorfall erfüllten.

— Was ist das für eine Macht? fragte ich zweifelnd. Alles fürchtet sie, alles zittert vor ihr!

XVI.

## Mein erster Gottesdienst und die erste Predigt.

Genau um neun Uhr erscholl das Glockengeläute, das den Beginn des Gottesdienstes anzeigte.

Der Glockenturm der Kirche war hoch und die Hauptglocke hatte einen lauten und schönen Klang, nicht schlechter als in den besten Kirchen Moskaus; der Vater des Kaufmanns Podarkow hatte sie nach einem sehr einträglichen Unternehmen gestiftet.

Die Kirche war im Innern sehr reich ausgestattet: zwei große messingene Kronleuchter mit Krystallverzierungen hingen in beiden Teilen des Tempels, reich mit Edelsteinen verzierte Heiligenbilder waren in Menge vorhanden. In der Sakristei befanden sich an fünfzehn sehr gute, vollständige Ornate für den Geistlichen, den Diakon und den Kirchendiener.

Der Starosta selbst hatte, wie mir der Psalmensänger sagte, bestimmt, wann die einzelnen Gewänder

zu tragen seien, doch ich erwiderte ihm, meiner Meinung nach sei es besser, mir selbst die Auswahl unter den Gewändern zu überlassen.

Nach dem Vorfall mit Wassja am gestrigen Abend mußte mich die unvermeidliche Begegnung mit dem Psalmensänger in der Kirche in eine sehr fühlbare und drückende Verwirrung versetzen, doch ich war in diesem Augenblicke zu sehr mit dem Gedanken an die mir bevorstehende Predigt beschäftigt, als daß ich dieser drückenden Verwirrung allzusehr die Herrschaft über mich eingeräumt hätte.

Vor Beginn des Gottesdienstes kam der Kirchenälteste Wladykin zum Altar, verneigte sich dreimal bis zur Erde, steckte zwei Kerzen an — die eine vor dem Altar, die andere vor dem Opferstock —, überreichte mir sein Verzeichnis der Verstorbenen und fragte mich, ob ich nichts anzuordnen habe.

Ich verneinte.

Damit machte ich der Unterredung ein Ende.

Bei Beginn des Gottesdienstes war die Kirche schon fast ganz gefüllt. Offenbar hatte die Neugierde, den neuen Geistlichen zu erblicken, viele in die Kirche geführt. Auf dem Chor stellten sich zwölf Sänger in Sängerkleidung auf; im Dorfe nannte man sie „die Sänger der Kaufleute". Sie sangen nicht übel, bemüh-

ten sich aber, mir so viel als möglich ihre Unabhängigkeit von mir und wahrscheinlich sogar ihre Geringschätzung zu bezeugen, denn sie ließen mich die am Schlusse des Gebets laut gesprochenen Worte nicht beenden und warteten sie sogar bisweilen gar nicht ab, so daß ich den Psalmensänger zu ihnen senden und ihnen sagen lassen mußte, sie möchten sich keinen solchen, gegen den Gottesdienst unehrerbietigen Gesang erlauben.

Mit spöttischem Lächeln kehrte er zum Altar zurück.

— Sie wollen gar nichts hören, sagte er, indem er zu mir trat.

Ich schwieg.

Und in der That — kaum erhob ich meine Stimme, so begannen die Sänger zu singen.

Ich empfand Zorn, doch ich bezwang mich und verschob die Auseinandersetzung mit den Sängern bis zur Beendigung des Gottesdienstes.

Ich betete, wie mir schien, mit gerührtem Herzen; mit meiner Rührung verband sich der Gedanke, daß mit dem nun verrichteten Gottesdienst meine Amtsthätigkeit beginne; doch leider entschwanden aus meinem Gedächtnis auch die Gefühle nicht, die in mir gestern rege geworden, nachdem der Herr an dem unglücklichen Podarkow so wunderbar seine Macht gezeigt hatte: sie hinderten mich, ganz bescheiden zu sein, wie es sich ge-

ziemte — im Gegenteil war in dem Gebet, das ich an Gott richtete, etwas, was sich nur auf mich bezog, und ich sehe jetzt klar ein, wie viel Stolz in dieser auf mich bezüglichen Beimischung vorhanden war.

Ich hatte meine Predigt nicht niedergeschrieben.

Nachdem ich tags vorher ihre Hauptabschnitte und die Reihenfolge der Ausführung durchdacht, wollte ich einen freien Vortrag halten.

Zum Stoff der Predigt hatte ich den gestern erfolgten Tod des Kaufmanns Podarkow gewählt und damit die Stellen des Evangeliums in Verbindung gebracht, wo davon gesprochen wird, daß man die Stunde nicht kennt, in welcher der Menschensohn kommen wird, sowie das Gleichnis von den neun Jungfrauen.

Bevor ich die Predigt selbst mitteile, muß ich hier sagen, daß mir schon seit jeher als die anziehendste Seite des geistlichen Standes das Predigen erschien. Ich hatte im Kopfe viele Predigten entworfen, während ich allein war und mit feuriger Ungeduld wartete, bis man mir eine Gemeinde zuweisen werde, namentlich deshalb, weil ich dadurch endlich die Möglichkeit erlangen werde, Predigten zu halten. Ich fühlte mich gewissermaßen zu ihnen besonders hingezogen, und in ihnen liegt, so dachte ich oft, die Hauptkraft unseres Hirtentums.

Der Gedanke, daß nun dieser längst ersehnte, für mich wichtige Augenblick nahe sei, erfüllte mich mit einer gewissen Erregung; diese Erregung nahm einen besonderen Umfang an, weil ich mir sagte, daß mit dieser Predigt der Kampf mit den Feinden des Guten und den Fürsten des Bösen in meiner Gemeinde beginne, und in weite Ferne schweifte mein Geist, indem ich mir alle möglichen Einzelheiten dieses in der Zukunft bevorstehenden Kampfes ausmalte.

Nachdem der Vers: „Der Name des Herrn sei gepriesen jetzt und in Ewigkeit" zum zweitenmale gesungen worden, trat ich zu dem Lesepult vor dem Altar. Mein Herz pochte sehr stark, so daß mir das Atmen schwer fiel und ich die ersten Worte: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" kaum hervorbringen konnte.

Die Kirche war mit Volk überfüllt. Als ich zur Predigt hinaustrat, drängte alles zum Lesepult vor.

Hier folgt annähernd, was ich sagte, nachdem ich die Bibelstellen verlesen.

Geliebte Brüder! Ich möchte meine heutige erste Predigt mit der gewöhnlichen Begrüßung beginnen, und ich würde das auch thun, wenn ich mich nicht unter dem Eindruck des gestrigen Ereignisses befände, das so überraschend aus der Mitte unserer kleinen Gemeinde

eines unserer angesehensten Gemeindemitglieder entführt hat.

Dieses Ereignis legt mir die Pflicht auf, meine Gedanken Euch mitzuteilen, um Eure Herzen, Brüder, zur Einkehr zu Gott aufzufordern.

Unser Dorf ist volkreich. Soweit ich bisher mit ihm bekannt zu werden vermochte, führt ein großer Teil der Bevölkerung ein lustiges Leben oder hat, wie man sagt, alles vollauf und kennt nicht Mühen und Sorgen. Doch inmitten dieser vielen giebt es noch nicht wenige Auserwählte unter uns, denen der Herr in diesem Leben alles Gute zu teil werden ließ; man bezeichnet sie als reiche Leute, sie leben in großen schönen Häusern, und wie oft spricht ein armer Teufel, wenn er an einem solchen Hause vorbeigeht: Da lebt ein Günstling des Glückes, ein Reicher lebt hier . . . und wie oft fühlt der Arme, indem er diese Worte spricht, in seinem Herzen Neid gegen den Reichen und spricht seufzend: Weshalb hat mir Gott nicht solchen Reichtum gegeben! Wie lustig und glücklich würde ich leben!

Doch gestern ist unerwartet der Tod in der Behausung eines solchen Glücklichen eingekehrt. Was sagte wohl der Arme, der in der heutigen Nacht an diesem Hause vorbeikam? Regte sich etwa in ihm der Neid? Nein, geliebte Brüder, sagte er nicht etwa, als

er an diesem Hause vorbeiging, das noch vor wenigen Stunden, vor wenigen Minuten seinen Neid erregte, sagte er da nicht: Der Arme! Auch ihn hat der Tod ereilt!

Ja, auch ihn hat der Tod ereilt, und ganz buchstäblich ereilt. Er kam unerwartet, plötzlich, kam in einem Augenblicke, als er dem scheinbar glücklichen Reichen noch fern, sehr fern zu sein schien und er wahrscheinlich — wie wir es alle thun — auch sprach: Zur Reue ist noch Zeit, der Tod ist noch fern!

Und da kam der Tod, und er, der ihn erst in einigen Jahren erwartet hatte, liegt leblos da, und wir stehen rings um ihn von Entsetzen erfaßt und wagen nicht zu fragen: Was ist mit der Seele dieses plötzlich vom Tode ereilten Menschen geschehen?

Ja, geliebte Brüder, wir wagen nicht zu fragen. Wir müssen mit Angst und Beben zu Gott beten, und mit Vertrauen auf seine unendlich große, unendlich nachsichtige Barmherzigkeit.

Und nach dem Gebete müssen wir nachdenken und viel überlegen!

Weshalb nennt der Herr die fünf Jungfrauen, welche, als sie den Bräutigam erwarteten, Öl mitbrachten — weise? Thut er es nicht deshalb, weil sie sich gesagt: „Der Bräutigam kann sofort, er kann aber auch später

kommen. Wenn er sofort kommt, wird das Öl in unseren Lampen genügen, wenn er sich aber verspätet und wir uns nicht mit Öl versorgen, wie werden wir ihn empfangen? Wir müssen auf jeden Fall Öl mit uns nehmen." Sie erwiesen die Weisheit der Voraussicht, während die anderen fünf Jungfrauen an nichts dachten: so wie sie ihre Lampen vorfanden, so gingen sie mit ihnen fort, und nun verspätete sich der Bräutigam und ihre Lampen erloschen.

Unser Herr Jesus Christus spricht auch noch: „Darum wachet, denn Ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird." Er erzählt uns von einem Menschen, welcher Schätze und irdische Reichtümer sammelte, und nachdem er sie zusammengebracht und sie genießen wollte, da sandte Gott plötzlich den Tod zu ihm; schließlich sagt der Erlöser noch, es werde eher ein Schiffstau durch ein Nadelöhr gehen als ein Reicher in das Himmelreich gelangen.

Und wenn wir darüber nachdenken, wie schrecklich erscheinen uns alle diese Worte! Ein Reicher ist gestorben, und wir müssen sagen: Der Arme! Es wird ihm schwer, in das Himmelreich zu gelangen!

Ja, wir müßten das sagen, wenn wir wüßten, wer unter uns reich ist. Das weiß allein der Herr, der

Allwissende. Namentlich den als Reichen zu bezeichnen, der uns reich zu sein scheint, und zu befürchten, es werde ihm schwer fallen, in das Himmelreich zu gelangen — das können wir nicht, das dürfen wir nicht, denn wir wissen nicht, ob der Herr nicht auch uns zu den Reichen zählt, und uns für noch reicher hält als denjenigen, den wir als Reichen bezeichnen.

Ja, Brüder, ein Todesfall gleich dem, der sich gestern ereignet, muß uns alle erschrecken, uns alle mit Entsetzen erfüllen. Fast jedem unter uns hat der Herr einen kleinen Teil irdischen Wohls zu teil werden lassen: dem einen in Geld, dem andern in Verstand, dem dritten in Herzensgüte, und jeder, der von Gott seinen Reichtum erhalten hat, muß weise sein; er muß ihn so benutzen, daß er jederzeit bereit ist, Rechnung abzulegen über die Verwendung seiner irdischen Güter, Gott Rechnung abzulegen und zu sterben. Doch Christus selbst sagt, einem Reichen sei es schwer, einzugehen in das Himmelreich. Ja, Brüder, es ist schwer, sehr schwer, weise zu sein, denn kaum beginnen wir unsere irdischen Reichtümer zu genießen, so geben wir uns ihnen ganz hin, vergessen absichtlich den Tod, um unsere Freuden nicht zu trüben, und indem wir den Gedanken an den Tod von uns weisen, sind wir so unklug, zu denken, daß er sich in der That von uns entferne, und wir

vergessen, daß wir, je mehr wir den Gedanken an den Tod von uns weisen, auch desto mehr Gott von uns entfernen!

Das ist schrecklich, Brüder! Wir schwelgen im Glück ohne es selbst zu bemerken. Anstatt uns Gott zu nähern und ihm für unser Glück zu danken, stoßen wir ihn von uns zurück und denken erst dann an ihn, wenn es vielleicht schon zu spät ist, wenn uns plötzlich der Tod ereilt. Darum, Brüder, hat auch Christus gesagt, daß diejenigen weise seien, die jeden Augenblick den Tod erwarten; denn sie sind stets Gott nahe, sie geben sich nicht ganz dem Genuß der Reichtümer hin, sie gehören also nicht zu den Reichen, denen es schwer wird, einzugehen in das Himmelreich!

Ja, geliebte Brüder, es sind viele Reiche unter Euch; jeder, der am Fleische hängt und mehr an dieses denkt als an seine Seele, ist ein Reicher, und ihm wird es schwer, einzugehen in das Himmelreich, und ihn kann jeden Augenblick ein plötzlicher Tod ereilen. Ein Reicher ist, der zu sich spricht: Iß und trink, belustige Dich, genieße das Leben, denke an Dich, vergrößere Deinen Reichtum, errichte Dir ein prächtiges Haus und eine feste Schatzkammer; und da belustigt er sich, ißt und trinkt und wird immer reicher, lebt in einem prächtigen Hause, legt sein Geld an einen Ort, wohin kein Dieb

bringen kann, und damit sein Glück vollständig sei, damit das Gewissen ihn nicht quäle, sagt er sich: „Ich will einige Kopeken den Armen hinwerfen, ich will der Kirche ein kostbares Heiligenbild stiften, man wird von mir sagen, daß ich gütig, daß ich gottesfürchtig bin. Und er denkt, daß er nicht nur die Menschen, sondern auch Gott hintergehen werde, er denkt, es werde ihm Dank diesen Almosen und diesen Stiftungen leichter werden, in das Himmelreich zu gelangen! Bedenket aber, wie er sündigt! Er ist durch seine irdischen Reichtümer so verblendet, daß er es wagt, sich mit Gott selbst in einen Handel einzulassen — ja, in einen Handel! Er spricht zu ihm: Hier hast Du ein Heiligenbild, und dafür gestatte mir, so lang als möglich das Leben zu genießen, verzeihe mir meine Sünden, und wenn ich sterbe, gewähre mir das Himmelreich.

Das ist die Weisheit der ruchlosen Reichen. Es ist nicht die Weisheit, von welcher Christus spricht; sie ist eine Entweihung der göttlichen Weisheit, sie ist eine Beleidigung der göttlichen Gerechtigkeit, eine Beleidigung Gottes selbst und unseres Erlösers!

Ja, auch der ist ein Reicher unter uns, der sich erkühnt, sich mit seinem Gewissen und mit Gott selbst in einen solchen Handel einzulassen; und wer weiß, ob er vor Gott nicht sündhafter ist als derjenige, der gleich

ihm ein Sünder war, gleichfalls an seinen Reichtümern hing, es aber nicht wagte, Gott durch den Gedanken zu beleidigen, seine Barmherzigkeit mit den Brosamen zu erkaufen, die von seinem festlich gedeckten Tische fallen?

Und bei alledem, Brüder — wie viele solcher Reichen giebt es unter uns! Wir leben fast alle so, fast alle sind wir durch die Liebe zu den irdischen Gütern so verblendet, daß wir schon unfähig sind, Gott zu lieben, an unsern Nächsten zu denken, uns jeden Augenblick auf den Tod vorzubereiten, und damit uns das Gewissen nicht gar zu sehr quäle, geben wir Gott nur den Überrest unserer Liebe, den Überrest unserer Gedanken und unserer irdischen Reichtümer!

Deshalb muß uns alle, die wir hier stehen, der gestrige Todesfall niederschlagen und zur Erkenntnis bringen, und wir müssen ihn hinnehmen, als ob die Stimme Gottes zu uns spräche: Thoren, kommt zur Besinnung, auch Euch kann ein plötzliches Ende ereilen und Ihr werdet zu grunde gehen.

Ja, kommen wir zur Besinnung, geliebte Brüder! Kommen wir zur Besinnung, und in der Furcht vor dem göttlichen Gericht wollen wir vor Christus zu Boden sinken und mit Thränen der Reue und Rührung ihn anflehen, daß er uns die Weisheit verleihe, deren wir zur Erlangung des ewigen Lebens bedürfen.

Diese Weisheit, geliebte Brüder, ist sehr einfach. Christus hat von ihr gesagt, daß er sie den Kindlein enthüllt habe — gleichsam als Beweis dafür, wie einfach sie ist.

Liebe Gott von ganzem Herzen und Deine Nächsten wie Dich selbst!

Was kann einfacher sein als diese Weisheit!

Alles, was Du thust, thue für Gott; alles, was Du für Dich thust, thue für Deinen Nächsten. Wir alle essen und trinken, denke aber auch daran, dem Hungernden und Dürstenden zu essen und zu trinken zu geben. Du bist fröhlich, suche auch den zu erheitern, den ein Kummer drückt; Du hast Dir ein prächtiges Haus errichtet, sorge dafür, daß diejenigen, die kein Haus besitzen, ein Obdach finden, wo sie ihr Haupt niederlegen können; Dir ist Bildung zu teil geworden, sorge dafür, daß auch Dein Nächster durch die Wissenschaft erleuchtet werde. Dich lieben Deine Anverwandten und Du liebst sie, liebe aber auch die, welche keine Familie, keine Freunde, keine Anverwandten besitzen. Und wenn wir alles im Namen Gottes täglich getreulich erfüllen werden, dann werden wir weise sein wie die Jungfrauen, welche dem Bräutigam entgegen gingen und Öl mitnahmen; und mag dann der Tod, der Bräutigam, mit dem wir alle verlobt sind, früh oder spät kommen —

es ist gleichgültig, wir werden ihn ohne Entsetzen, ohne Furcht empfangen, wir werden bereit sein, einzugehen zu dem Hochzeitsfeste im Himmelreich, und zu uns wird der Herr nicht sagen: „Gehet fort von mir, ich kenne Euch nicht!“ — und man wird uns nicht in den feurigen Schlund werfen wie die ruchlosen Reichen. Amen.

## XVII.

### Ich mache meinen Fehler wieder gut.

Nach Beendigung der Predigt war ich heftig erregt.

Meine Erregung hatte sich plötzlich gesteigert, weil mir erst am Schlusse meiner Predigt der Gedanke kam, den ich in meinem übergroßen Feuereifer vergessen hatte: daß diese Predigt besser für morgen, zum Begräbnis des Kaufmanns Podarkow gepaßt hätte als zu meiner ersten Sonntags-Messe.

Ich erwähne das hier namentlich deshalb, um zu zeigen, wie oft wir, selbst wenn unser Ziel das beste ist, unüberlegt und zu unserem Schaden vorgehen.

Wenn ich an diesem Tage einige einfache Begrüßungsworte sprach, hätte ich meinen Feinden keine Waffe wider mich in die Hand gegeben und konnte alle die zu mir heranziehen, die mich nicht kannten und die in meinen Gefühlen und meinen Worten einen Anlaß finden konnten, vertrauensvoll sich mir zu nähern.

Hatte ich nun eine solche Wirkung hervorgebracht?

In den Mienen der reichen und einflußreichen Dorfbewohner bemerkte ich deutlich ein unangenehmes Gefühl, und wenn sich auch in den Mienen der großen Menge Teilnahme für meine Worte ausprägte, so erfuhr ich doch später, wie sehr ich und diejenigen, die so unvorsichtig gewesen, Teilnahme zu zeigen, dafür büßen mußten.

Doch davon zu seiner Zeit!

Jetzt muß ich zum Schluß der Predigt zurückkehren.

Nach dem allgemeinen Gebet begannen die Leute zum Kreuzeskuß heranzukommen.

Ich kann den Gesichtsausdruck voll heuchlerischer Freundlichkeit nicht vergessen, mit dem der Kirchen-Älteste, als er an das Kreuz herantrat, zu mir sprach:

— Wie schön haben Sie gepredigt, Batjuschka!

Ich gab ihm keine Antwort.

Während die Leute an das Kreuz herantraten, überblickte ich die Kirche und sah zu meiner großen Befriedigung, daß viele Knaben und Mädchen zugegen waren, und da sich unter ihnen auch mein Wassja befand, schloß ich daraus, daß die entschiedene Forderung, die ich an den Lehrer Skorlupow gerichtet hatte, nicht ohne Folgen geblieben war.

Doch der Freude folgte Betrübnis, denn ich er-

blickte Skorlupow selbst, der mit verächtlichem Lächeln die Schar der zu dem Kreuze Heranschreitenden betrachtete.

Da trat der alte Philipp heran.

Er küßte das Kreuz.

Der Kirchen-Älteste stand nicht weit von mir.

— Der Herr, sagte der Alte, hat Dir gewiß eingegeben, für unsere Unglücklichen einzutreten. Es ist offenbar auch ihre Stunde gekommen . . .

Und indem er den Kirchen-Ältesten ansah, fügte er hinzu:

— Bei uns, Batjuschka, sorgen viele für die Kirche, besonders die Reicheren, aber wenige haben Lust, auch für fremde Seelen zu sorgen.

— Nun, geh weiter, vorwärts, Alter! sagte der Kirchen-Älteste. Jetzt ist keine Zeit, Dich anzuhören.

Ich schwieg und der Alte schritt weiter.

Der Älteste erwartete mich in der Kirche, da er mich zu seinem Hause geleiten wollte.

Als ich aus der Kirche trat, bemerkte ich die dort stehenden Sänger.

Ich ging auf sie zu und machte ihnen eine Vorstellung wegen der in bezug auf den Geistlichen unehrerbietigen Art und Weise ihres Gesanges.

— Wir singen wie es uns gefällt, erwiderte frech einer der Sänger.

— Wenn es Euch nicht beliebt, mir zu folgen, sprach ich zu ihm, so werde ich Euch nicht gestatten, in der Kirche zu singen.

Der Älteste mischte sich darein, und indem er den Sängern einen Wink gab, begann er mir zu versichern, daß alle meine Wünsche würden erfüllt werden.

Wir kamen zu seinem Hause.

Die Hausfrau empfing uns.

Es waren eine Menge Gäste zugegen, sämtlich mir unbekannte Gesichter.

Dem Aussehen nach waren es Kaufleute.

Zugegen war auch der Wolost-Älteste und — zu meiner Überraschung — auch der Wolost-Schreiber.

Bald erblickte ich auch den Lehrer Skorlupow.

Der Hausherr begann mir die Gäste, welche wie Kaufleute aussahen, vorzustellen.

Alle kamen ehrfurchtsvoll heran und erbaten meinen Segen, aber mein Herz fühlte sich nicht zu einem Einzigen hingezogen.

Von allen wehte mir etwas Fremdes entgegen.

— Sie beliebten heute vorzüglich zu sprechen, sagte einer.

— Wir haben Sie mit großem Vergnügen angehört, sagte ein anderer.

— Man kann nicht umhin, zu sagen, daß Sie vorzüglich gesprochen haben, sagte ein dritter. Das Herz freute sich, weil es sich um eine gute Sache handelt. Die Gottesfurcht ist jetzt sehr selten, in allem wird dem Verstand der Vorzug gegeben.

Ich konnte mich bei diesen Worten mit Mühe des Lachens enthalten.

— Was giebt es da? trat zur rechten Zeit der Hausherr dazwischen.

— Wir sprechen von der heutigen Geistesstimmung, sagte der Kaufmann. Es giebt wenig Gottesfurcht.

— Und wie wenig! Das Herz thut einem weh, wenn man die heutigen Menschen betrachtet . . . und darum dürfen wir wohl sagen, daß uns Ihre Versetzung nach unserer Gemeinde sehr freut.

Ich führe alle diese Reden hier an, um zu zeigen, welche spitzfindige Falschheit sogar unter Leuten in so niederen Gesellschaftskreisen herrscht.

Es ist wahrlich betrübend, denn dieselben Leute, welche diese Worte zu mir sprachen, entwarfen einige Stunden später die schwärzesten und empörendsten Pläne gegen mich.

So zu sagen eine Ahnung all dieser Falschheit veranlaßte mich, hartnäckig zu schweigen.

Bei Tische brachte der Hausherr mit einem Glas Sekt in der Hand meine Gesundheit aus.

Ich erhob mich und dankte.

— Meine Herren, sagte ich, warten Sie mit dem Trinkspruch auf mein Wohl so lange bis Gott mir geholfen haben wird, Ihnen zu beweisen, daß ich dieser Ehre würdig bin . . . und inzwischen trinke ich auf das Wohl des Hausherrn, der Hausfrau und der Gäste!

Nach Tische teilte ich dem Hausherrn meine Absicht mit, das Kuratorium- und Kirchen-Inventar noch einmal, und diesmal in Gegenwart von zwei Zeugen zu übernehmen.

Wie ich erwartet hatte, begann der Hausherr mir dies auszureden, und suchte mich durch die freundlichsten und beruhigendsten Versicherungen davon abzubringen, doch ich blieb fest bei meinem Entschluß.

Der Hausherr trat zu dem Ältesten und zwei anderen Kaufleuten.

Sie sahen mich an, während der Hausherr mit ihnen sprach, und, o Gott, wie böse erschien mir dieser Blick!

Nach kurzer Beratung kamen sie auf mich zu.

— Sie belieben sich unnütze Sorgen zu bereiten,

sagte der Kaufmann Sheläsnikow, indem er sich an mich wandte. Solche Mißverständnisse können nicht vorkommen . . . es ist alles in Ordnung übergeben und wie es sich gehört übernommen . . . es ist der gewöhnliche Hergang . . .

— Ich bin nicht besorgt, erwiderte ich, aber ich wünsche das, weil gestern ein Versehen vorkam, was verbessert werden muß.

— Es ist durchaus nicht nötig, erwiderte mit seiner gewöhlichen Derbheit der Älteste, weil es kein Versehen gab.

— Es ist meine Sache, zu wissen, ob es eins gab oder nicht, erwiderte ich.

— So verschonen Sie uns wenigstens heute damit, Batjuschka, sagte Sheläsnikow, wir haben, weiß Gott, keine Zeit.

— Nein, ich bitte Sie entschieden, es heute noch zu thun und sich sofort zu mir zu begeben . . . sonst muß ich Sie schriftlich darum ersuchen.

Der Hauswirt begann den anderen zuzureden.

— Gut! sagte der Kaufmann Sheläsnikow. Aus Hochachtung für Sie, Batjuschka, sind wir bereit, alles zu thun, aber woher nehmen wir die Zeugen? Iwan Iwanowitsch! rief er einen der Kaufleute an.

— Wir brauchen niemanden, erwiderte ich, ich habe bereits zwei Zeugen geladen.

— Wer ist das? fragte der Hauswirt.

— Hier den Vater Diakon und den Wolost-Schreiber.

— So! erwiderte der Hauswirt, scheinbar in völlig gleichgültigem Ton . . .

Alle fanden sich, wie es verabredet war, bei mir ein. Nachdem die Übernahme aller Sachen von mir bestätigt war, ersuchte ich die Zeugen, den Empfangsschein zu unterzeichnen.

Dann fragte ich, ob jemand einen dritten Schlüssel zu der eisernen Kiste besitze.

— Der Kaufmann Sheläsnikow, sagte Awdulin.

— Ich habe keinen, erwiderte der Kaufmann. Wie kommen Sie zu dieser Behauptung? fügte er hinzu, indem er den Wolost-Schreiber höchst ärgerlich ansah.

— Dadurch, daß ich weiß, daß Sie einen besitzen.

— Das ist nicht wahr, erwiderte der Kaufmann.

Ich machte diesem Streit dadurch ein Ende, daß ich die eiserne Kiste leer ließ und alle Schriften und Bücher in meinen Schreibtisch hinübertrug.

Damit war alle Gefahr beseitigt, von den hinterlistigen Absichten dieser Leute abhängig zu sein — wenigstens in dieser Beziehung.

Nachdem sich alle unter Verbeugungen und von Liebenswürdigkeit überfließenden Wünschen entfernt hatten und wir drei, der Diakon, Awdulin und ich, allein waren,

sah ich Awdulin und er mich an; der arme, von Angst niedergedrückte Vater Diakon stand, die Hände auf dem Rücken gefaltet, gesenkten Hauptes da und blickte zu Boden.

Dann schüttelte er den Kopf.

— Wunderlich! sagte der Vater Diakon; sonst fügte er nichts zu diesem Worte hinzu, aber an dem Gesichtsausdruck, mit dem er das sagte, und an dem Ton selbst konnte man nicht umhin, zu erkennen, daß er mit diesem Worte vieles sagen wollte.

— Traurig und wunderlich, sagte Awdulin.

— Gott hat offenbar unser Dorf schon längst verlassen, hub der Vater Diakon an, da die Erde solche Leute trägt.

— Warten wir es ab, sagte ich, wer weiß, auf wessen Seite die Macht ist? Mir scheint, daß sie auf unserer Seite ist.

Und indem ich diese Worte sprach, empfand ich so zusagen zu ihnen und durch sie die festeste Zuversicht. Der Vater Diakon sah mich mit halb kindlicher, halb scheuer Verwunderung an. Der wunderliche Kauz! Er war schüchtern in allem, sogar auch in den Blicken.

— Wozu Vermutungen über die Zukunft anstellen, sagte Awdulin, wenn man jeden Augenblick an die Ge-

genwart denken muß? Entschuldigen Sie, Batjuschka, aber diese Predigt haben Sie nutzlos gehalten.

— Ich habe es selbst erkannt, doch erst nachher, erwiderte ich.

— Sie hat ihren Groll entfacht.

— Schon? fragte ich.

— Schon; ich hörte in der Kirche vieles, was nicht gut ist.

— Zum Beispiel?

— Haben Sie Skorlupow bemerkt?

— Ja.

— Und wissen Sie denn, weshalb er dort war?

— Nein, das weiß ich nicht.

— Er schreibt jetzt einen Zeitungsbericht über Sie.

— Wie?

— Nun so: da ich ahnte, daß die Anwesenheit Skorlupows ein gegen sie gerichtetes Ziel habe, näherte ich mich ihm gegen das Ende des Gottesdienstes unbemerkt von hinten, um zu beobachten, was nachher geschehen werde. Derselbe Kaufmann, der Skorlupow als Lehrer angestellt hat, näherte sich ihm nach Ihrer Predigt, und ich höre, wie er zu ihm spricht: „Nun, Bruder, das richtet sich gegen uns — wie fassest Du das auf?" — „Und gegen wen sollte es nach Ihrer Meinung gerichtet sein?" erwidert Skorlupow. „Doch nicht gegen

mich!“ — „Ich sag’s ja,“ entgegnet der Kaufmann, „er will offenbar mit uns Krieg führen . . .“ — „Offenbar!“ sagt Skorlupow. — „Was ist also da zu thun?“ frägt der Kaufmann. — „Folgendes!“ erwidert Skorlupow. „Ich werde ihn in den Zeitungen gehörig hernehmen, daran wird er genug haben . . .“ — „Nun gut! Nur recht scharf!“ — „Seien Sie unbesorgt,“ erwidert Skorlupow, „ich bin kein Neuling in solchen Dingen.“

— Nun, er mag drucken lassen was er will! sage ich.

— Nein, Batjuschka, lassen Sie das auf keinen Fall so hingehen, denn Sie können keinen ärgern Feind haben als die Presse.

— Was kann er denn in den Zeitungen über mich schreiben?

— Was? Er kann schreiben, daß Sie in Ihrer Predigt gegen alle Reichen losgezogen sind.

— Er würde lügen, wenn er das schriebe.

— Und diesen Aufsatz wird man dem Erzpriester zeigen, und noch zwei oder drei Zuschriften ohne Unterschrift, und wird noch mündlich manches hinzufügen . . . und Sie sind fertig. Die Presse fürchtet man bei uns, wie Sie selbst wissen, über alles. Die Zahl der kleinmütigen Leute ist groß, und der tapferen sind schon sehr wenige.

Ich versank in Nachsinnen.

Und ich hatte Anlaß dazu: ich dachte sofort daran, daß man meine Predigt dem Erzpriester entstellt mitteilen könne, und was ich dann zu meiner Rechtfertigung sagen werde.

Mir war nur zu wohl bekannt, welch strenge Anschauungen die Kirchenbehörden inbezug auf die Predigt hegten, sobald diese auch nur um ein geringes aus dem Rahmen der gewöhnlichen Predigten heraustrat.

Furcht überkam mich.

Ich beschloß sofort, meine Predigt aus dem Gedächtnis niederzuschreiben.

Awdulin schlug mir seinerseits vor, einen mir günstigen Bericht für eine Zeitung zu schreiben, worauf ich erwiderte, das sei nicht meine Sache, er möge thun was er wolle, ich vertraue nur auf die göttliche Vorsehung: komme was da wolle!

— Über alles das, fügte ich hinzu, brauchen wir nicht nachzudenken, denken wir lieber darüber nach, wie wir so schnell als möglich eine Schule einrichten können.

Der Gedanke, sofort ans Werk zu gehen, ließ mir keine Ruhe, und ich bat Awdulin, mir dabei beizustehen.

Wir einigten uns rasch und beschlossen, schon übermorgen zu beginnen: ich werde mich mit Awdulin mit den Knaben beschäftigen, und meine Frau wird sich der Mädchen annehmen.

Damit schieden wir.

XVIII.

## Ein unerwarteter Vorfall. Die Ankunft der Polizei.

Am folgenden Tage sagt meine Frau zu mir:

— Jetzt könnten wir Katja nach Hause schicken. Der Vater ist nicht mehr da, sie hat nichts mehr zu fürchten . . . und wir können uns ihretwegen nur Unannehmlichkeiten zuziehen.

Ob meine Frau das in einer Art Vorahnung oder nur zufällig sprach — das weiß ich nicht, aber ich schenkte in diesem Augenblick ihren Worten keine Beachtung.

— Sie mag bei uns wohnen bleiben, bis sie ihre Angelegenheit in Ordnung gebracht hat, und dann übersiedeln, erwiderte ich.

— Sie ist ja jetzt nicht mehr arm, sondern ein

reiches Mädchen. Wie sollten wir uns da nicht Feinde schaffen! Ich fürchte dies ungemein, fuhr meine Frau fort.

— Wie furchtsam Du bist! erwiderte ich, und lachte über sie.

In der That war Podarkows Tochter seine einzige Erbin.

Der Tod hatte ihn plötzlich überrascht, und ein Testament zu gunsten eines anderen als seiner Tochter hatte der Verstorbene kaum verfaßt.

— Es hat sich alles zum Guten gewendet, dachte ich. Wir haben da beständig nachgesonnen, wie und mit wessen Gelde wir eine Schule eröffnen könnten, und nun haben wir das Geld: sie ist ein ehrbares Mädchen, sie wird Awdulin heiraten, und sie werden die Schule einrichten und erhalten . . . was kann man besseres wünschen?

Da höre ich das Geklingel der Glocken von Postpferden.

Mit diesem Augenblicke beginnt für mich eine Reihe Vorfälle, einer unerwarteter und schlimmer als der andere, die, wenn sie nicht Wirklichkeit waren, jedem unwahrscheinlich erscheinen mußten.

Von allerlei Fragen in Anspruch genommen, hatten

weder ich noch meine Frau daran gedacht, daß die bei uns wohnende Tochter Podarkows sich darum kümmern müßte, daß die Hinterlassenschaft ihres Vaters sofort versiegelt und ein Verzeichnis angefertigt wurde.

Sie selbst konnte daran nicht denken, da sie in solchen Dingen unerfahren und auch zu sehr angegriffen war; Awdulin aber hatte, wie er später erzählte, zwar daran gedacht, aber absichtlich niemandem etwas davon gesagt.

— Das Geld war nicht makellos, sagte er. Mag es immerhin verloren gehen!

Die Pferde mit den Glocken hielten plötzlich vor unserem Hause.

Ich blickte durchs Fenster.

Ein Tarantaß war vorgefahren.

In dem Tarantaß saßen zwei Leute und auf dem Bocke noch ein Mensch außer dem Kutscher.

— Wen führt da Gott her? fragte ich.

— Die Polizei, erwiderte meine Frau, die durch das Fenster die Polizeimütze des Stanowoi bemerkt, der ich keine Beachtung geschenkt hatte.

Ich weiß nicht warum, aber dieses Wort preßte mir das Herz zusammen, und es regte sich in mir die Ahnung einer Gefahr.

Die unerwarteten Gäste traten ein.

Der Stanowoi näherte sich mir.

— Entschuldigen Sie, Batjuschka, die ungeladenen Gäste! Ich habe die Ehre, mich vorzustellen: ich bin der Stanowoi Pristaw Busäjew . . . und dies hier . . . gestatten sie, daß ich ihn vorstelle . . . ist der Untersuchungsrichter Pilatjew. Wir kommen in einer geschäftlichen Angelegenheit zu Ihnen.

— Ich bitte Platz zu nehmen, begann ich, indem ich ein wenig ängstlich wurde.

— Es ist eine recht schlimme Sache, begann der Stanowoi.

— Was für eine Sache? fragte ich.

— Nun, der Tod des Kaufmanns Podarkow . . . es ist ja kein einfacher Tod, sondern ein Selbstmord.

— Das heißt ein Selbstmordversuch, erwiderte ich.

— Nun ja, ein Versuch, aber der Tod war die Folge. Wir müssen eine Untersuchung einleiten, und Gott weiß, was noch daraus werden wird. Wir haben mit Iwan Petrowitsch beschlossen, uns zunächst an Sie zu wenden, Batjuschka.

— Aber wir haben ihn ja schon begraben, erwiderte ich.

— Das ist eben das Schlimme, entgegnete der

Stanowoi. Man wird ihn ausgraben müssen, und wer weiß, wen man noch zur Verantwortung ziehen wird . . . wie es Iwan Petrowitsch für gut befinden wird, unsre Sache ist das nicht.

— Ja, man wird die Leiche ausgraben und sie einer gerichtsärztlichen Besichtigung unterziehen müssen, sagte der Untersuchungsrichter.

— Ja, aber weshalb denn? fragte ich. Er ist gestorben wie alle Menschen, eines natürlichen Todes. Wir alle waren Zeugen, ich war dabei, seine Tochter und der Wolost-Schreiber unseres Dorfes.

— Das ist alles ganz richtig, erwiderte der Untersuchungsrichter, ich selbst habe keine Veranlassung, Ihnen nicht Glauben zu schenken, doch nach einer Anzeige, die der Herr Stanowoi heute Nacht erhalten hat, ist es meine Pflicht, diesem Vorfall besondere Beachtung zuzuwenden.

— Was für eine Anzeige? Von wem? fragte ich.

— Wir werden sie Ihnen gleich zeigen, Batjuschka.

Ich ersuchte meine Frau, sich zurückzuziehen.

Wir blieben zu dreien.

Neugierde und Furcht begannen sich meiner zu bemächtigen.

— Belieben Sie hier zu sehen, um was es sich

handelt, begann der Untersuchungsrichter. Heute Nacht erhielt der Herr Stanowoi durch einen besonderen Boten ein Schriftstück folgenden Inhaltes . . .

Und er begann vorzulesen.

Ich habe später von diesem Schriftstück eine Abschrift angefertigt, als sich alles aufgeklärt hatte, und ich teile diese im höchsten Grade fesselnde Urkunde hier mit:

„Wir unterzeichneten Bewohner des Dorfes Ju...ki halten es für unsere Pflicht, Euer Hochwohlgeboren das folgende mitzuteilen.

Vor zwei Tagen starb plötzlich eines der angesehensten Mitglieder unserer Gemeinde, der Kaufmann Podarkow, unter Umständen, welche besondere Beachtung verdienen und diesen Todesfall als einen ungewöhnlichen erscheinen lassen.

Der bei dem genannten Kaufmann Podarkow dienende Bauernbursche N. N. hat uns angezeigt, daß der Kaufmann Podarkow an seinem Todestage vollkommen gesund war, daß aber um zwei Uhr nachmittags der als Geistlicher in unser Dorf versetzte Vater X. zu ihm kam, welcher, wie er hörte, ziemlich heftig mit ihm sprach und unter Androhung seines Fluches und durch allerlei andere Gewaltmittel seine, Podarkows, Zustimmung zur Verheiratung seiner Tochter mit dem Wolost-

Schreiber Awdulin zu erlangen suchte, daß aber der Kaufmann Podarkow damit nicht einverstanden war, worauf der Geistliche ihn verfluchte und das Haus verließ, durch welchen Fluch er den gottesfürchtigen und ehrbaren Kaufmann so erschütterte, daß er ein Scheermesser ergriff und sich den Hals durchschnitt.

Als dann der Geistliche wieder geholt wurde, um dem Kaufmann Podarkow das heilige Abendmahl zu reichen, sagte er ihm, daß er es ihm nicht eher reichen werde, als bis er, Podarkow, seine Zustimmung zur Verheiratung seiner Tochter mit Awdulin werde erteilt haben.

Durch diese neue, von Drohungen begleitete Forderung wurde der Kaufmann Podarkow, der sich, nachdem der Feldscheer ihm seine Wunde verbunden hatte, leichter fühlte und seine völlige Wiederherstellung hoffen ließ, so erschüttert, daß er infolge heftigen Blutandranges gegen den Kopf starb, ohne von dem Geistlichen die letzte Wegzehrung empfangen zu haben.

Indem wir in betracht zogen: 1) daß der Geistliche X. am Tage nach diesem Vorfall heimlich den Schreiber Awdulin besuchte und mit ihm eine lange Unterredung hatte; 2) daß er am folgenden und am dritten Tage mehr als einmal mit ihm allein gesehen wurde; 3) daß gegen den genannten Awdulin vom Ge-

meinde-Ältesten eine Anzeige beim Friedensrichter eingereicht worden ist, um ihn wegen Unterschlagung dreier Bücher der Wolostverwaltung zur Verantwortung zu ziehen; 4) daß er, Awdulin, mehr als einmal sich bemüht hatte, Podarkows Tochter Katharina zur Frau zu erhalten, und durch beständige Hetzereien gegen ihren Vater bei ihr einen Zustand von Geistesschwäche und Anfälle von Geisteszerrüttung hervorgerufen hat; 5) daß besagte Tochter des Kaufmanns Podarkow wiederholt aus dem ehrbaren Hause ihres Vaters entlaufen, um bei fremden Leuten zu übernachten, und daß sie auch Wallfahrten nach Klöstern unternommen, wobei sie sich wahnsinnig gestellt hat; 6) daß zwei Tage vor Podarkows Tode der Geistliche der Dorfes Ju...ki besagte Tochter des Kaufmanns Podarkow gewaltsam aus dem väterlichen Hause entführt und in seinem Hause aufgenommen hat — haben wir aus Furcht vor Verantwortung vor Gott und der Obrigkeit es für unsere Pflicht gehalten, alles oben angeführte unterthänigst Euer Hochwohlgeboren zu berichten, indem wir noch hinzufügen, daß der verstorbene Kaufmann Podarkow sowohl durch seine Lebensweise, als auch durch sein väterliches Verhalten und seine christliche Wohlthätigkeit sich unter den Gemeindeangehörigen von Ju...ki allgemeiner Hochachtung erfreute.

„Über alles, was die Tochter des verstorbenen Kaufmanns Podarkow betrifft, vermag die Schwester desselben ausführliche Auskunft zu erteilen.

„Unterzeichnet: der Wolost-Älteste Anfimow, der Kirchen-Älteste Wladykin, Kaufmann Sheläsnikow und Skorlupow, Lehrer an der Schule in Ju...ki.“

## XIX.

## Der Fall wird immer verwickelter.

Als der Untersuchungsrichter die Verlesung beendet hatte, trat kurzes Schweigen ein.

Ich konnte alles das, was ich gehört hatte, gar nicht fassen, es schien mir, daß ich träume und daß mich etwas hastig bei der Brust fasse und mir den Atem raube.

— Das ist der wesentliche Inhalt des Schriftstückes, sagte der Untersuchungsrichter, und zu meiner großen Bestürzung schien es mir, als ob ein leichtes Lächeln um sein Gesicht spielte, ein Lächeln, das mir nicht günstig war.

Ich schwieg immer noch, da ich zu sehr erregt war; ich konnte in diesem Augenblick nicht glauben, daß ich alles das wirklich gehört hatte.

— Was werden Sie darauf erwidern, Batjuschka?

begann der Untersuchungsrichter, indem er mit den flachen Händen die Kniee rieb.

Ich schwieg und bemühte mich, zu einem Entschluß zu kommen und mein Blut zu beruhigen.

— Da kommt eine häßliche Geschichte ans Tageslicht, sagte der Stanowoi.

— Und Sie glauben das? rang es sich endlich aus meiner Brust hervor.

— Ich glaube es nicht . . . doch bin ich, wie ich schon gesagt habe, dazu gezwungen, einige Erhebungen anzustellen.

— In bezug auf mich? fragte ich.

— Nein, nicht in bezug auf Sie, Batjuschka. Ich bitte Sie, wie käme ich dazu! Ich kam zu Ihnen, um mich bei Ihnen Rats zu erholen, und den Fall mit Ihnen zu besprechen . . .

— Alles, was hier geschrieben steht, sagte ich, ist die empörendste Lüge!

— Die Tochter Podarkows wohnt aber doch bei Ihnen?

— Ja.

— Sie haben sie ihrem Vater weggenommen?

— Gestatten Sie mir, Ihnen zu erzählen, wie es sich verhält.

— Ich bitte darum!

Und ich erzählte alles ruhig und ausführlich.

— Aber das Mädchen ist wirklich verrückt?

— Keineswegs! Sie ist gesund wie Sie und ich. Belieben Sie nur mit ihr zu sprechen!

Ich rief Katharina Podarkowa herein.

Es fiel dem Untersuchungsrichter nicht schwer, sich zu überzeugen, daß sie vollkommen bei klarem Verstande war.

— Seltsam! sagte der Untersuchungsrichter, als das Mädchen sich entfernt hatte.

— Es ist abscheulich, Herr Untersuchungsrichter, sagte ich. Ich kann nicht begreifen, wo bei diesen Leuten Gott und das Gewissen bleibt!

— Trotzdem werden wir, sobald der Arzt kommt, zur Ausgrabung der Leiche schreiten müssen.

— Sie können, Herr Untersuchungsrichter, sagte ich, von mir als Angeklagten genaue Aussagen verlangen, und auch von allen anderen, und Sie können mich auch mit ihnen konfrontieren ... mag jeder, der da will, mich zu überführen suchen.

— Nein, das können wir nicht thun, erwiderte der Untersuchungsrichter.

— Warum nicht, wenn man mich des Mordes beschuldigt?

— Darum, weil Sie, Batjuschka, ein Geistlicher sind und das Gesetz . . .

— Ach ja, wir haben Vorrechte! entrang es sich mir mit bitterem Lachen. Uns kann jeder, der da will, beschimpfen und mit Kot bewerfen, aber wir dürfen bloß offiziell von einem Abgeordneten unserer Gerichtsbarkeit verhört werden.

— So ist es, erwiderte der Untersuchungsrichter, und jetzt werden wir Ihnen nicht mehr durch unsere Gegenwart lästig fallen. Entschuldigen Sie, daß wir Sie gestört haben.

— Was wird denn nun weiter geschehen? fragte ich.

— Wir werden eine Untersuchung einleiten und einige Leute verhören, und dann werde ich, wenn es mir nötig erscheint, dem Staatsanwalt Bericht erstatten. Nachher wird alles von ihm abhängen.

— Und wenn sich alles als Lüge erweist?

— Nun, dann wird nichts geschehen.

— Wieso nichts? Und alles das, was gegen mich geschrieben wurde?

— Wird vergessen werden, und damit hat alles ein Ende. Sie legen, Batjuschka, diesem Briefe unnützerweise eine sehr große Bedeutung bei und regen sich unnütz auf . . . wir kennen das hiesige Volk.

Ich glaubte zu bemerken, daß sich in den Worten

des Untersuchungsrichters zum erstenmale aufrichtige Teilnahme für mich ausprägte.

Ich bat ihn, in die angrenzende Stube zu treten.

— Herr Untersuchungsrichter, sprach ich zu ihm, ich bitte Sie, nicht aus Teilnahme für mich, sondern aus Achtung vor meinem Stand, vor meinem Beruf diesem Falle besondere Sorgfalt zu widmen. Dahinter steckt ein empörender, verbrecherischer Plan einer ganzen Bande. So kann die Sache nicht bleiben. Belehren Sie mich, was ich thun soll; ich weiß wahrhaftig nicht, was ich thun muß. Ich fühle bloß, daß ich etwas thun muß, aber was, daß weiß ich nicht. Stehen Sie mir bei, wenn Sie meinen Stand nur einigermaßen achten!

— Ich kann Sie versichern, Batjuschka, daß Sie gar nichts zu machen brauchen. Speihen Sie hinter diesen Leuten aus und es ist abgethan.

Und mit diesen Worten verließ der Untersuchungsrichter die Stube, da er offenbar jeder Auseinandersetzung aus dem Wege gehen wollte.

Ich konnte nicht darüber klar werden, welch ein Mensch er war.

Bald darauf fuhren sie fort.

Kaum waren sie fort, so kamen Awdulin und meine Frau hereingestürzt.

Ich erzählte ihnen alles.

Meine Frau begann bitterlich zu weinen.

Auch mir war zum weinen, doch suchte ich so viel als möglich fest zu erscheinen.

— Was sind das für Leute, o Gott, was sind das für Leute! sagte ich.

— Laß uns fortfahren, laß uns so schnell wie möglich von hier fortfahren! sagte meine Frau unter Thränen. Man wird uns hier zu grunde richten.

— Nein, Gott verhüte, daß Sie fortfahren! sagte plötzlich Awdulin. Nein, Batjuschka, in Christi Namen beschwöre ich Sie, fahren Sie nicht fort! Ich ahne, daß es sich hier um etwas anderes handelt. Sie wollen Katja vernichten . . . das wollen sie . . . und das ganze Vermögen Podarkows an sich bringen . . .

— Genug, sage ich, genug, Nikolai Ignatowitsch!

— O, ich kenne sie, Batjuschka, erwiderte Awdulin. Nehmt doch alles Geld, Ihr Unmenschen, Ihr verfluchten Dämonen . . . nehmt es, nehmt es, aber vergreift Euch nicht an der Seele!

Awdulins Stimme zitterte bei diesem Ausruf.

Offenbar überstieg es gleichfalls die Kräfte des armen Menschen.

— Was für ein Mensch ist der Untersuchungsrichter? fragte ich Awdulin.

— Er ist so wie alle . . . an Gott glaubt er nicht, die Popen verachtet er, erwiderte Awdulin.

In diesem Augenblicke öffnete sich leise die Thür, und in derselben erschien ganz bleich der Vater Diakon.

— Treten Sie ein, Vater Diakon! sagte ich.

Er trat ein.

In seinen Mienen prägte sich Entsetzen aus.

— Was ist mit Ihnen, Vater Diakon? fragte ich ihn.

— Ich . . . ich . . . begann der Vater Diakon, indem er sich scheu umsah . . . sie müssen entschuldigen, Batjuschka, ich bin ein wenig von Furcht befangen, weil ich sehr erschrocken bin, daß es mir fast den Atem benahm . . . Es giebt keinen Gott! sagte er plötzlich.

— Was reden Sie da, Vater Diakon? fragte ich.

— In unserem Dorfe ist er nicht mehr, widerholte der Diakon, hier herrscht nur der Teufel . . . und er allein . . . urteilen Sie selbst! . . . Entschuldigen Sie mich nur, Batjuschka, und halten Sie mich nicht für verrückt. Daß ich erschrocken bin, das ist die volle Wahrheit, und daß mein Gewissen — Gott Lob! — noch nicht ganz an diese Ehrlosen verkauft ist, das ist auch volle Wahrheit! . . . Ich sitze also bei Kolmakow und trinke Thee. Er hatte mich eingeladen. Wir trinken Thee und plaudern, da kommt plötzlich, wie

wir sitzen und plaudern, der Älteste, und mit ihm noch dieser Lehrer und der Kaufmann Sheläsnikow; er kommt, und sowie er eingetreten ist, führen sie, als ob ich gar nicht da wäre, den Hausherrn sofort in die andere Stube und verschließen die Thür. Ich weiß nicht, warum mich Furcht ergriff . . . sei's nun, daß Gott es mir so eingab, oder daß es schon so bestimmt war, ich dachte: sie planen gewiß etwas nicht gutes gegen Euch, Batjuschka, weil nach der Predigt ihre Erbitterung gegen Euch groß war . . . und wie ich darüber nachdenke, stehe ich auf und gehe leise zu der Thür. Ich will doch hören, was sie sprechen, denke ich. Sie sprachen halblaut. Der Hauswirt sträubte sich gegen etwas. „Gebt es auf," sagte er, „es ist ein schändliches Unternehmen." Aber sie reden ihm zu: „Was ist da zu fürchten?" sagte der Älteste. „Der Stanowoi ist auf unserer Seite . . . der Untersuchungsrichter, das wißt Ihr selbst, wird keine Nachsicht gegen den Popen üben . . . und was unsere Angelegenheit betrifft, so werden wir sie schon zu ordnen wissen. Mit einem solchen Popen können wir nicht beisammen leben." Der Hauswirt sträubte sich noch immer. „Es geht mich nichts an," sagte er. Aber er überredete ihn immer mehr und mehr. „Er hat Euch ja auch schon angezeigt," sagte der Lehrer. — „Nun, das ist doch Unsinn, was Ihr

da redet, was sollte er anzeigen!" sagte der Hauswirt. — „Ja, auch Euch hat er angezeigt, Gawril Jefremowitsch," sagt der Lehrer. Der Hauswirt erschrak da jedenfalls. „Mich?" frägt er. „Das ist Unsinn!" — „Ja, wie denn . . . er hat unsere Schule und mich schlecht gemacht . . . und Ihr seid ja Schulaufseher, Gawril Jefremowitsch, und Ihr werdet Euch auch verantworten müssen." Da muß der Hauswirt kleinmütig geworden sein wie Pilatus, und gab nach. Ich hörte dann, wie er sagte: „Nun, Gott sei mit Euch! Wenn es sich so verhält, so schreibt mich auch auf!" . . . Als ich dies aber gehört hatte und alles erwog, da lief ich geraden Weges zu Ihnen. Es naht ein Ungewitter, Batjuschka, Sie müssen an Ihre Rettung denken!

— Was soll das? sagte ich. Wie konnten sie Kenntnis von meiner Anzeige erlangen . . . das begreife ich nicht.

— Wie haben Sie den Brief fortgesandt? fragte mich Awdulin.

— Ich habe ihn auf die Post getragen, sage ich.

— Nun, dann haben sie ihn gelesen und auch noch eine Abschrift zurückbehalten.

— Wie?

— Das ist sehr einfach . . . Der Postvorsteher ist

von ihnen besoldet . . . er läßt nicht einen Brief durch, ohne ihn gelesen zu haben.

— Herr, mein Gott, sage ich, wo befinden wir uns denn?

— Wir sind bei Räubern zu Gaste, erwiderte Awdulin lächelnd. Sie werden sehen, was noch folgen wird!

Ich ersuchte alle, sich zurückzuziehen, und blieb allein.

— Herr, mein Gott, wandte ich mich im Gebet an Gott, sieh herab auf mich, Deinen sündhaften und unwürdigen Priester und stehe mir bei mit allmächtiger Hand, Deine Feinde zu besiegen! Mein Herz liegt offen vor Dir, o Herr, nur Eifer für Dich erfüllt es. Meine Feinde sind Deine Feinde, und sie werden zerstreut werden und vor Deinem allmächtigen Namen verschwinden! Rüste mich aus mit den Waffen Deiner Macht und Deines Ruhmes, und jede böse Absicht Deiner Feinde möge wie Rauch verfliegen.

Dieses Gebet und nachheriges langes Nachdenken ermutigte und beruhigte mich.

Ich beschloß, den Ereignissen ruhig entgegen zu sehen.

## XX.

## Immer größerer Siegesjubel der Verbündeten.

Am folgenden Tage — dem Tage, an dem ich in meiner Wohnung eine Schule zu eröffnen beabsichtigte — wurde am frühen Morgen an meine Thür geklopft, und als ich öffnete, sah ich den Ältesten Anfimow eintreten.

Mein Herz ahnte nichts Gutes.

— Was ist Ihnen gefällig? frage ich.

— Ich komme wegen der Tochter Podarkows.

— Sie schläft ... und Sie haben mit ihr nichts zu schaffen.

— Im Gegenteil! erwiderte der Älteste. Ich komme sie abzuholen, weil wir beschlossen haben, sie zu ihrer Tante zu bringen.

— Wer hat das beschlossen?

Mir stieg die Galle auf.

— Wir hatten gestern Abend eine Versammlung,

und in dieser haben wir beschlossen, sie ihrer Tante zu übergeben ... das heißt zur Beaufsichtigung ... und für das Vermögen des Verstorbenen einen Vormund einzusetzen. Das ist doch unsere Sache. Liefern Sie sie also nur aus, weil auch der Herr Friedensrichter so zu entscheiden beliebte.

Ich war bestürzt.

— Wann hat der Friedensrichter das bestätigt?

— Wir haben es in der Gemeindeversammlung beschlossen und haben einen besondern Boten an den Friedensrichter abgesandt. Und er beliebte jetzt selbst herzukommen, weil er bei uns ein kleines Geschäft zu erledigen hat. Sie müssen nämlich wissen, daß wir Awdulin, der hier Wolost-Schreiber war, verhaftet haben, und als wir dies alles dem Friedensrichter meldeten, beliebte er zu erklären, daß er selbst herkommen werde ... und nun lassen Sie das Mädchen rufen!

Man mußte es sehen, mit welcher hinterlistigen und siegesbewußten Miene dieser Älteste sprach, um zu begreifen, wie sich meiner in diesem Augenblick eine solche Gemütsstimmung bemächtigte, daß ich meine Stellung vergaß und einen unaussprechlichen Haß gegen diesen im vollen Sinne des Wortes abscheulichen Menschen empfand.

— Thun Sie was Sie wollen, sagte ich, doch so

lange das Mädchen in meinem Hause ist, werden Sie nicht anders als mit Gewalt Hand an Sie legen.

— Wie Sie es wünschen ... wollen Sie, daß ich meine Leute rufe ... sie stehen bereit, weil ich selbst damit nichts zu thun habe und nur meine Pflicht erfülle.

— Sagen Sie mir, was für ein Mensch sind Sie? Fürchten Sie sich denn gar nicht vor Gott? Ist denn in Ihnen gar kein menschliches Gefühl, nicht eine Spur von Gewissen? Sie beleidigen mich, einen Priester ... nun, nehmen wir an, Sie seien mit mir unzufrieden ... aber weshalb wollen Sie dieses Mädchen zu grunde richten?

— Wir wollen es durchaus nicht zu grunde richten, sondern im Gegenteil, da sie, wie es scheint, nicht bei vollem Verstande ist und ihr Vater ein großes Vermögen hinterlassen hat, so haben wir mit Zustimmung aller Verwandten beschlossen, die Waise zu schützen und das Vermögen vor Verschleuderung zu bewahren ... das ist etwas ganz Gewöhnliches und ...

— Sie lügen! Das Mädchen ist geistig und körperlich gesund. Das, was Sie thun wollen, ist ja ein solches Verbrechen vor Gott, daß Gott Sie dafür schrecklich züchtigen kann ... Besinnen Sie sich, im Na-

men Gottes bitte ich Sie, besinnen Sie sich ... ihr Unglück wird über Ihr Haupt kommen!

— Das geht uns nichts an, uns kümmert bloß — das Gesetz! Dazu sind wir eingesetzt und sind bereit, dem Zaren stets treu und wahrhaftig zu dienen. Sie können, wenn Sie wollen, den Herrn Friedensrichter fragen, ob ich mir jemals etwas habe zu schulden kommen lassen ... niemals ... darauf bin ich bereit, einen Eid abzulegen, und es soll sofort die Erde unter mir einbrechen, wenn mich irgend eine Schuld trifft!

Ich empfand Angst und Beklemmung.

— Kann denn, dachte ich, Gott diesen entsetzlichen Schwur gestatten und nicht diesen ihn anrufenden Verbrecher mit seinem Zorn niederschmettern?

Was sollte ich thun?

Die Verhaftung Awdulins beraubte mich eines Ratgebers.

Ich fühlte mich machtlos und allein, und Zweifel an der göttlichen Allmacht überkamen mich.

Ich gestehe das, so schwer mir ein solches Geständnis fällt.

— Gott bestrafte nicht den Meineidigen, der seinen Namen mißbrauchte, also ist die Macht auf ihrer Seite, erkühnte ich mich zu denken, und verstummte.

Auch der Älteste schwieg, sah mir aber nicht gerade in die Augen, sondern schielte nach mir hin.

— Nun, wie wird's? sagte er.

— Gehen Sie und holen Sie sie mit Gewalt!

— Wie es Ihnen beliebt!

Er ging hinaus.

Ich begab mich zu meiner Frau und fand die arme, von uns aufgenommene Waise bei ihr.

— Katja, sprach ich zu ihr, es droht Dir neues Leid, aber raffe Dich auf, vertraue auf Gott und Du wirst über Deine Feinde siegen. Man nimmt Dich von uns und wird Dich bei Deiner Tante unterbringen.

— Niemals! sagte sie. Ich werde dieses Haus nur verlassen, um mich in das Haus meines Gatten zu begeben!

Ihre Augen strahlten wie im Feuer.

— Awdulin ist verhaftet, meine Liebe, sage ich. Du mußt jetzt nachgeben, und Gott wird es fügen, daß die Wolke vorüberzieht.

— Man hat ihn verhaftet? fragte mich die Waise entsetzt. Weshalb denn?

— Das werden unsere Feinde wohl wissen.

In der angrenzenden Stube ließen sich Schritte vernehmen.

Ich ging in die Stube hinaus und sah den Ältesten

mit zwei mir unbekannten Bauern vor mir, und im Hintergrunde stand eine Frau in kaufmännischer Kleidung.

— Da ist auch das Tantchen selbst gekommen, sagte der Älteste.

Katja stürzte in die Stube heraus.

— Ich komme Dich abzuholen, mein Täubchen, sagt die Tante.

— Ich gehe nicht zu Euch ... so wahr ein Gott ist, ich gehe nicht! sagte Katharina Podarkowa.

— Belieben Sie nicht zu widersprechen, mein Fräulein, erklärt der Älteste, denn sie hat in erster Reihe für Sie zu sorgen, weil sie Ihre leibliche Tante ist.

— Katharina, mein Kind, folge ihnen ... gehe lieber zu Deiner Tante, spreche ich zu ihr, obwohl die unterdrückten Thränen mich fast ersticken ... und indem ich meiner Ohnmacht mir bewußt war, lachte ich in einem Anfall von Zorn innerlich über diese Ohnmacht. Du siehst selbst, daß wir Dich nicht schützen können.

— Wenn Sie es nicht können, so werde ich mich selbst schützen! Wie mir jemand zu nahe kommt, schneide ich mir die Kehle durch!

Und das arme Mädchen brach in ein krankhaftes, hysterisches Lachen aus.

Ich erschrak.

Solche Worte und eine solche Entschlossenheit konnten als Beweis dienen, daß sie verrückt sei.

— Käthchen, sage ich und trete näher zu ihr hin, gieb den Widerstand auf! Geh' mit ihnen! Ich werde Dich segnen und niemand wird sich an Dir vergreifen. Gott wird Dein Schutz sein! sage ich ... und ich fühle selbst, daß ich kein Vertrauen in diese Worte setze.

— Nein, Batjuschka, sagt sie, ich habe die Leiden satt. Ich habe mich schon mehr abgeplagt und abgequält, als ich ertragen kann. Mir ist offenbar kein Glück beschieden, und es ist besser, zu sterben ... Und in diesem Augenblick wollte die Sinnlose sich mit irgend etwas einen Streich versetzen.

Ich hielt ihre Hand fest und entwand ihr ein Rasiermesser.

Es war dasselbe Rasiermesser, mit dem ihr Vater sich den Hals durchgeschnitten hatte ... sie hatte es offenbar, von einer Ahnung getrieben, beständig bei sich getragen.

— Da siehst Du, was ich sage: Gott hat die Sünde nicht zugelassen, er hat Dich beschützt ... geh' mit ihnen, ich bitte Dich!

Leichenblaß ging das Mädchen auf die Tante zu, ohne ein Wort zu sagen.

Die Tante ergriff sie bei der Hand, und sie ließ sich hinausführen.

— Nimm doch Abschied von mir, Katja, sagt meine Frau zu ihr ... aber sie schweigt beständig, wie versteinert.

Ich stehe da und segne sie im stillen im Gebet.

O Herr, wie qualvoll war dieser Augenblick!

Ich will beten, will sie segnen ... und mir fehlt selbst der Glaube! ...

So führte man sie fort und ich stehe noch immer da und bin selbst fast zu Stein geworden.

Später erfuhren wir, daß die Verbündeten die Tante Katharinas auf ihre Seite gebracht hatten, indem sie versprachen, ihr tausend Rubel zu geben ... offenbar von der Erbschaft Podarkows.

Meine Frau befand sich in einem Zustand, der an volle Verzweiflung grenzte.

Ich war vollkommen empfindungslos ...

Ich ließ mich auf einen Stuhl nieder und fühlte mich gänzlich erschöpft.

— Was sollen wir thun? ... Sprich doch! sagte meine Frau.

— Nichts! erwiderte ich ihr.

— Wieso nichts? ... Sie werden sie ja zu grunde richten!

— Ihre Seele werden sie nicht zu grunde richten, erwiderte ich, und ihren Körper können wir beide offenbar nicht retten.

— So werde ich sie retten, sagt meine Frau, wenn Dir die Kraft dazu fehlt!

— Du? ...

Und ich sehe sie an ... nicht ungläubig, sondern mit häßlichem Lächeln.

— Ja, ich! Gott wird mich lehren, was ich thun soll ... und jetzt fahre ich fort ...

— Wohin?

— Wohin? ... Zum Gouverneur fahre ich, zum Erzpriester fahre ich, zum Zaren selbst, wenn es nötig ist ... aber die unschuldige Waise lasse ich nicht dem Verderben überliefern ... um keinen Preis! Man hat sie ja aus unserem Hause fortgeführt und wir sind Gott für sie verantwortlich ... siehst Du denn das nicht ein?

Ich sah meine Frau an wie eine Wundererscheinung: ihr Gesicht strahlte von einem kindlichen reinen Glauben.

Da war keine Spur von Zorn oder Rache eines Menschen, der auf seine Entwürfe stolz ist ... das war der fromme und reine Glaube des Kindes an das Gute ...

O, wie wurde mir in diesem Augenblicke all die sittliche Schönheit der Seele meiner Frau klar!

Sie erweckte mich.

— Verzeihe mir! sage ich und falle vor ihr auf die Kniee. Verzeihe mir, mein Engel, mein Wegweiser! Ich hatte Gott vergessen, während Du ihn anriefest, ich hatte mich von ihm abgewandt, während Du ihn in Dein Herz schlossest!

Und ich weinte bittere, brennende Thränen . . .

## XXI.

## Die Verteidiger der Verbündeten.

Der Entschluß meiner Frau, in die Gouvernementsstadt zu fahren und dort Hilfe zu suchen, war fest und unwiderruflich.

Noch an demselben Tage brach sie auf, spannte ihr Pferd vor die Telega, und gegen zehn Uhr abends war sie zur Abreise bereit.

Als alles zum Ausbruch bereit war, bat sie mich, das Reisegebet zu sprechen.

Ich sprach es.

Sie und ich beteten, auf den Knieen liegend.

Ich darf aber hier nicht verheimlichen, daß, obwohl ich mit glühendem Glauben betete, doch häufig ein Zweifel sich in meine Seele schlich, während in der Seele meiner Frau kein Zweifel war.

Gott verließ sie auch nicht.

Mich hatte er offenbar zur Ohnmacht verdammt,

wie ich später erkannte, denn ich war seines Beistandes nicht würdig und mußte nach dem Maße meiner Sünden gestraft werden.

Meine Sünde war groß vor dem Herrn. Diese Sünde war früher Stolz und nachher Verzagtheit.

— Wie lang ist's her, dachte ich, nachdem ich von meiner Frau Abschied genommen hatte und in meiner Stube allein geblieben war, wie lang ist's her, seit ich so sehr von meiner Kraft überzeugt und von ihr so geblendet war? Wie lang ist's her, seit ich überzeugt war, daß Gott mich nicht bloß zum Vollstrecker seines Willens, sondern zur wunderbaren Äußerung seiner Allmacht ausersehen hatte? Wie lang ist's her, seit ich mich am Lesepult in der Kirche als allgewaltigen und durch nichts zu verwirrenden Verkünder des Wortes Gottes fühlte, und ein Tag genügte, daß ich nicht nur den Glauben an alles verlor, woran meine Seele, durch stolze Träume in überirdische Regionen entführt, geglaubt hatte, sondern daß ich mich auch vollständig vernichtet, ganz kraftlos fühlte!

Nur eins bewahrte mich noch vor völliger Verzagtheit: der Anblick der Standhaftigkeit meiner Frau und ihr belehrendes sittliches Beispiel.

Ohne diese wäre ich in diesem Zustand fähig gewesen, mich gänzlich von Gott loszusagen und wohin

immer fortzulaufen, nur um der mich umgebenden Bosheit und Hinterlist zu entgehen.

An diesem Abend konnte ich lange und mit Überlegung beten, was für mich ein großer Trost war.

Dieses Gebet gab mir die Möglichkeit, auch einen stärkenden Schlaf zu erlangen.

Am folgenden Tage erwartete meine Seele noch größere Überraschung und Betrübnis als tags zuvor.

Der Friedensrichter kam im Dorfe an.

Er kam zu mir; er sagte, der Wunsch, mit mir bekannt zu werden, führe ihn zu mir, doch in Wirklichkeit war die Ursache seines Besuches eine andere.

Nach den üblichen ersten Begrüßungen lenkte ich das Gespräch sofort auf die gestrigen Vorfälle.

Seinem Gesicht und seinem Benehmen nach schien der Friedensrichter ein sanfter und freundlicher Mann zu sein, so daß ich, als ich ihm ins Gesicht sah, zu hoffen begann, in ihm einen guten Menschen gefunden zu haben.

Kaum hatte ich begonnen, von dieser Angelegenheit zu sprechen, so unterbrach mich der Friedensrichter.

— Entschuldigen Sie mich, Batjuschka, begann er, ich werde mit Ihnen vollkommen offen sprechen und ich hoffe, daß Sie sich deshalb über mich nicht beklagen werden . . . Sie sind zwar ein Priester, aber ich bin,

wie Sie sehen, kein junger Mann mehr, an Jahren viel älter als Sie, und darum kann ich mir einige Ratschläge erlauben, die nur zu Ihrem Vorteil sein können. Ich begreife sehr wohl, daß sehr vieles Sie hier zu betrüben, ja aufzuregen vermochte. Sie sind ein junger, unerfahrener Mann, aber Ihr Beruf bringt es mit sich, daß Sie sich manche Seiten des hiesigen Lebens zu Herzen nehmen müssen . . . ich begreife das alles, aber ich muß Ihnen gleichzeitig offen gestehen, daß Sie sich das alles unnützerweise zu Herzen nehmen, und daß Sie sich meiner Ansicht nach ganz besonders unnütz in alle hiesigen unsauberen Geschichten mischen.

— Wieso unnütz? entschlüpfte es mir.

— Vollkommen unnütz. Sie werden nicht nur nichts erreichen, sondern im Gegenteil die Sache noch verschlimmern und sich selbst Schaden zufügen. Die hiesigen sogenannten „Verbündeten“ sind, wie Sie wissen, sehr reiche Leute, folglich ist die Wahrheit auf ihrer Seite, sie mögen thun, was sie wollen.

— Aber ich bitte Sie, um Gottes willen . . . sage ich.

— Glauben Sie mir nur, Batjuschka. Ich bin schon sechs Jahre hier. Ich kenne die hiesigen Zustände, kenne das hiesige Volk. Sie werden gegen diese Leute nichts ausrichten. Es sind Wüstlinge, Wucherer,

Räuber, alles was Sie wollen... aber sie sind gleichzeitig ein verständiges, kluges und verwegenes Volk, von ihnen sind nicht bloß alle Bauern, sondern der ganze Kreis abhängig ... die Polizei, der Untersuchungsrichter, das Semstwo, alle werden für sie sein und auf keinen Fall gegen sie vorgehen, dafür bürge ich Ihnen mit meinem Kopfe.

— Und Sie sind also auch auf ihrer Seite? frage ich.

— Nein, ich bin nicht auf ihrer Seite ... aber ich mische mich nicht in ihre Angelegenheiten. Ich habe bloß mit dem Wolost-Ältesten zu thun, sonst kenne ich niemanden ... doch ich sage Ihnen gerade heraus, daß ich, so lange ich hier in meinem Kreise bin, um keinen Preis gegen sie vorgehen werde. Glauben Sie etwa, daß ich nicht weiß, daß dieser Wolost-Älteste ein so elender Mensch ist, daß man ihn mit Ruten peitschen müßte, was noch eine gelinde Strafe für ihn wäre... glauben Sie etwa, daß ich nicht weiß, was für ein elender Mensch dieser Lehrer ist? Ich bin selbst ein gläubiger Mensch ... er ist mir zum Abscheu, zum Ekel ... aber ich schweige, weil ich, wie ich Ihnen auseinandergesetzt, keine Veranlassung habe, mich mit diesen Leuten in einen Kampf einzulassen, denn nicht sie würden dadurch Schaden leiden, sondern ich.

— Und was sie mit Awdulin, mit dem Schreiber thun, das geht Sie etwa nichts an? sage ich.

— O ja ... aber was meinen Sie, daß ich thun soll? Sie sind in ihrem Recht. Awdulin sind Bücher gestohlen worden, er ist dafür verantwortlich, sie haben ihn eingesperrt, er wird eine Zeitlang sitzen und wird dann freigelassen. Und was seine Beziehungen zu der Tochter dieses reichen Kaufmanns betrifft, so habe ich dabei wiederum nichts zu thun ... das ist ihre häusliche Angelegenheit.

— Wieso eine häusliche Angelegenheit, ich bitte Sie! Sie wollen sie ja für verrückt erklären und ihr Vermögen sich aneignen ... das ist ja Raub, Diebstahl!

— Mögen sie es sich aneignen, mögen sie thun, was sie wollen, wen kümmert das? Das haben sie untereinander abzuthun.

— Entschuldigen Sie, sage ich, wenn man so urteilt, das heißt Teilnehmer am Verbrechen sein ... und namentlich für einen Priester.

— Ich wiederhole Ihnen, Batjuschka, daß ich kein Recht habe, Ihnen meine Ansichten aufzudrängen, aber eins muß ich Ihnen zu Ihrem Besten sagen. Sie haben hier eine sehr einfache Verpflichtung: Ihre Amtshandlungen zu verrichten, und sonst nichts. Wenn Sie anfangen, sich in die Angelegenheiten dieser Leute zu

mischen, sind Sie verloren. Niemand wird für Sie eintreten, das sage ich Ihnen voraus, niemand ... alle werden Sie beschuldigen und jenen Recht geben.

— Nein, erlauben Sie mir, daß ich das nicht glaube, erwidere ich.

— Wie es Ihnen beliebt, Batjuschka, ich habe Sie gewarnt. Glauben Sie etwa, daß vor Ihnen niemand versucht hat, den Kampf mit diesen Verbündeten aufzunehmen? Ich kann Ihnen sagen, daß ich der Erste war. Ich kam hierher und geriet auch in Aufregung, als ich alles sah, was hier vorgeht, ich war entrüstet und zeigte es an ... und wissen Sie, wie es endete? Erstens wurden gegen mich siebenzehn Klagen beim Senat eingereicht, zwanzig Anzeigen beim Gouverneur. Der Erzpriester — stellen Sie sich vor: der Erzpriester! — schreibt meinetwegen dem Gouverneur, um ihn zu bitten, mich vorzuladen und mir Vorstellungen zu machen, daß ich die Bevölkerung nicht gegen die örtliche Geistlichkeit aufhetzen solle, und meine Aufhetzerei hatte darin bestanden, daß ich dreimal den Geistlichen ersucht hatte, den Bauern verständliche Predigten zu halten, und daß ich die Bauern beschwor, die Kirche zu besuchen. Es endete damit, daß man mir zu verstehen gab, man werde mich, wenn ich fortfahre, mir alles, was hier vorgeht, zu Herzen zu nehmen, in ein anderes

Viertel versetzen oder mich ersuchen, meiner Wege zu gehen.

— Doch wann war das? sage ich. Das waren andere Leute.

— Ja, es war damals ein anderer Erzpriester da und auch ein anderer Gouverneur, aber glauben Sie mir, Batjuschka, es kommt nicht auf den Erzpriester und nicht auf den Gouverneur an, sondern auf die Leute, die hier wirken ... und diese Leute sind alle auf Seiten der „Verbündeten“ und alle werden gegen Sie sein. Sehen Sie zu, was Ihnen Ihr Vorgesetzter auf Ihre Vorstellungen erwidern wird, wenn Ihnen einfallen sollte, ihm solche zu senden! Er wird der Erste sein, der Ihnen das sagt, was ich sage.

— Der Herr wird mich nicht verlassen, und gestatten Sie mir, Ihren Worten nicht zu glauben.

— Wie es Ihnen beliebt! Doch gebe Gott, daß Sie für Ihre Ungläubigkeit nicht büßen müssen! Ich spreche offen zu Ihnen ... ich nehme Anteil an Ihnen, Sie haben mir vom ersten Augenblick gefallen, und aus allem, was diese elenden „Verbündeten“ mir vorgeredet haben, habe ich sehr wohl ersehen, daß Sie den Kampf mit ihnen aufgenommen haben. Da ich aber weiß, wie ungleich dieser Kampf ist und welche gewaltige Macht Ihre Gegner besitzen, so sage ich Ihnen voraus, daß

Sie allein dabei zu Schaden kommen werden ... und namentlich um Sie zu warnen, bin ich zu Ihnen gekommen.

— Ich bin Ihnen dafür sehr verbunden ... doch was können sie mir thun?

— Alles, was sie wollen: morgen wird man Sie in etwas hineinziehen, übermorgen Sie anschwärzen, und wenn Sie auch zu guterletzt weiß und rein aus allem hervorgehen, so wird Ihre vorgesetzte Behörde Sie doch verurteilen, weil Sie ein unruhiger Mensch sind.

— Ein unruhiger Mensch? wiederholte ich unbewußt.

— Ja, Batjuschka, ein unruhiger Mensch. Diese Bezeichnung „unruhiger Mensch“ ist ein so magisches Wort, Batjuschka, daß es in den Augen Ihrer vorgesetzten Behörde hundertmal schlimmer sein wird als die Worte Verbrecher, Gottloser, Wucherer. Einen gottlosen Geistlichen läßt man in Ruhe, glauben Sie mir, einen unruhigen Geistlichen aber — niemals!

Ich schwieg.

Diese Worte eines Menschen, den, wie er sagte, nur der Wunsch zu mir geführt hatte, mir einen nützlichen Rat zu erteilen, übten auf mich einen entsetzlichen Eindruck aus.

Je mehr er sprach, desto rascher schien mein Blut in mir zu erstarren und gleichzeitig alles Gefühl abzusterben.

Als er geendet hatte und Schweigen eintrat, fühlte ich mich in einer völlig neuen Gemütsstimmung: die Gegenstände und Personen, die noch vor kurzem durch ihre Größe und Würde mich erregt hatten, schienen plötzlich zusammenzuschrumpfen und sich von mir zu entfernen, gleich als ob sie meinem Lebenskreise entrückt würden, und sie störten mich schon nicht mehr durch ihre Gegenwart, weder im Denken, noch im Fühlen, noch überhaupt im Leben.

Der Friedensrichter erhob sich.

Ich stand gleichfalls auf.

— Übrigens, sagte er, wiederhole ich nochmals: meine Sache, Batjuschka, war es, Ihnen einen Rat zu erteilen, handeln Sie wie Sie wollen.

— Und dieser Lehrer und diese Schule, sage ich, werden so bleiben wie sie sind, und dieses Mädchen wird beraubt und für verrückt erklärt werden, und dieser Awdulin wird verloren sein . . . und alles das wird geschehen und wird niemanden angehen, weder Sie, noch mich?

— So ist's! Entschieden niemanden! erwiderte

der Friedensrichter. Versuchen Sie es übrigens, fügte er hinzu, indem er sich verabschiedete.

Der Friedensrichter ging.

Ich blieb allein.

— Ich will es versuchen, sagte ich, gleichsam aus einem Traum erwachend.

XXII.

## Die Vorladung zum Kirchenaufseher.

Gleichsam als Antwort auf meine Erwägungen wurde mir bald nach dem Abgang des Friedensrichters von einem Soldaten ein Päckchen überbracht.

— Von wem? frage ich.

— Vom Vater Kirchenaufseher, sagt er.

Ich nehme das Päckchen, öffne es . . .

Es trägt die Aufschrift: „Sehr dringend", und weiter unten: „Eilig!"

In dem Briefumschlag, der dieselben Aufschriften trug, lag ein Briefbogen.

Der Brief enthielt die Aufforderung, mich sofort einzufinden, um über einige Angelegenheiten Aufklärung zu erteilen.

Mein Herz begann zu pochen.

Offenbar hatte der Vater Kirchenaufseher meinen

Brief erhalten, und die Aufforderung, zu ihm zu kommen, war die Folge dieses Briefes.

— Was wird aber der Vater Kirchenaufseher sagen? dachte ich und begann allerlei Vermutungen aufzustellen.

Die Worte des Friedensrichters klangen mir in den Ohren wieder. Diese Worte führten mich zum Zweifel und zu der Ahnung eines schlimmen Ausganges meiner Begegnung mit dem Vater Kirchenaufseher.

Doch gleichzeitig trieb mich eine andere Empfindung an, mich nicht im voraus der Verzweiflung hinzugeben, und bestärkte mich im Gegenteil in der Hoffnung auf Erfolg.

Indem ich meiner damaligen Lage gedachte, mußte ich mir sagen, daß auch dieses Gefühl nicht mehr zu den guten zählte.

Es war eine Art Unwillen gegen das Schicksal und die Menschen, der aus dem Gedanken entsprang, daß ich das gute, die mich umgebenden Menschen aber das Böse darstellen, und er führte mich dazu, daß ich mich erkühnte, Gott selbst verantwortlich zu machen und ihn gewissermassen versuchte, indem ich Gedanken folgender Art hegte: „Siehst Du, Herr, ich glaube an Dich, aber Du, Du mußt mir helfen!“ . . . und indem ich mir auf solche Weise vor dem Antlitz Gottes das Verlangen nach dem Kampfe als Verdienst anrechnete.

Alles das war in hohem Grade nicht gut, und es entsprang den geistigen Erschütterungen, welche nach und nach meine Seele zerrüttet und verblendet hatten.

Ich war damals schon völlig ein sündhafter Mensch, und ebenso waren alle meine Gedanken und alle meine Empfindungen.

Ich fühlte mich durch die Aufforderung des Vaters Kirchenaufseher freudig berührt.

Ich empfing die Vorladung in einem Zustande geistiger Gespanntheit wie eine Aufforderung zum Zweikampf, und ich fühlte und erkannte, wie schon gesagt, daß ich in ihm die Macht Gottes erproben werde.

Ohne Säumen begab ich mich zu dem Vater Kirchenaufseher, der elf Werst von unserem Dorfe entfernt wohnte.

Ich komme an.

Der Vater Kirchenaufseher war ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, dem Äußern nach ein guter und vernünftiger Mann.

Die Einrichtung seines Hauses erschien mir sehr schön.

Er empfing mich liebevoll.

Sofort ließ er mich auf dem Divan Platz nehmen und setzte sich selbst neben mich in einen Lehnstuhl.

In den Händen hielt er zwei Schriftstücke.

Als ich mich gesetzt hatte, empfand ich eine heftige geistige Erregung: es schien mir, daß sofort das Geschick meines Lebens werde entschieden werden, und ein entsetzliches Gefühl überkam mich.

— Hier, sagte der Vater Kirchenaufseher, ist eine Klage gegen Sie eingelaufen.

— Gegen mich? fragte ich erstaunt.

— Ja, von Ihren Gemeindeangehörigen und dem Kirchen-Ältesten.

— Ich hatte die Ehre, einen Brief zu übersenden . . . begann ich.

— Ich weiß, ich weiß! unterbrach mich der Vater Kirchenaufseher. Ich habe Ihren Brief erhalten . . . nur war, die Wahrheit zu sagen, wenig für mich Neues darin, und dieses Schriftstück hat einen so bösen Inhalt.

Ich erstarrte und vermochte nichts zu sagen.

— Die erste Pflicht eines Geistlichen ist, im Frieden mit seiner Gemeinde zu leben . . . das verlangt unsere Kirche und unsere vorgesetzte Behörde und auch die Regierung . . .

Und der Vater Kirchenaufseher stützte den Kopf in die Hand und sah mir aufmerksam ins Gesicht, als ob er ermitteln wollte, was für ein Mensch ich sei.

Mir war als stünde ich auf einer über einen tiefen

Abgrund geschlagenen Brücke und fühle, wie diese Brücke unter mir zusammen bricht.

— Ich hatte auch in Frieden zu leben begonnen, erwiderte ich, nur nicht mit allen. Es giebt verschiedenerlei Gemeindemitglieder, sage ich. Aus meiner Eingabe konnten Sie . . .

— Ich weiß, unterbrach mich der Vater Kirchenaufseher aufs neue, ich weiß, alles weiß ich. Alles, was Sie schreiben, ist mir bekannt, aber . . .

Er wies wieder mit der Hand auf die Klagschrift der Gemeindemitglieder.

— Aber das ist wichtiger. Ihr Brief muß in meinen Händen bleiben, weiter kann er nicht gehen . . . aber was sollen wir mit diesem Schriftstück beginnen? Ich weiß, was für Leute es sind . . . sie werden sich zuguterletzt an den Erzpriester wenden, und dann wird alles auf mich hereinstürzen.

— Was Seine Hohe Eminenz betrifft, sagte ich kühn, belieben Sie sich nicht zu beunruhigen. Als der Erzbischof mich zu entlassen geruhte, sagte er mir, er wisse, daß mich viele Schwierigkeiten erwarten.

Im Gesicht des Vaters Kirchenaufseher vollzog sich eine Veränderung.

— Sie haben den Erzbischof gesehen? fragte er.

— Bevor ich mich auf meinen Posten begab, war ich bei Seiner Hohen Eminenz.

— Und der Erzbischof kennt Sie von Angesicht?

— Ja. Er geruhte schon im Seminar meiner zu gedenken, erwiderte ich. Er hatte meinen Vater gekannt.

Der Vater Kirchenaufseher versank in Nachdenken.

— Was soll also geschehen? sagte er. Ich weiß es wahrhaftig nicht.

— Stehen Sie mir bei, Vater Kirchenaufseher! sagte ich.

— Ich möchte Ihnen gern helfen, aber es ist eine so gefährliche Sache . . . Wie konnte Sie denn die Lust anwandeln, die Leute von Anfang an gegen sich aufzubringen?

— Ich nehme an, daß meine Gleichgiltigkeit gegenüber dem Unfug in meiner Gemeinde mir als größere Pflichtverletzung wäre angerechnet worden.

— So ists, erwidert der Vater Kirchenaufseher, aber die ehrbarsten Leute unter den Gemeindemitgliedern gegen sich aufzubringen, das ist nicht gut. Es entsteht Gerede, Schreiberei, Klagen werden eingereicht, und dann heißt es: da seht, was für einen unruhigen Geistlichen wir haben!

Das Wort „unruhiger" übte auf mich eine niederschlagende Wirkung aus.

Ich sah den Friedensrichter und das, was er gesagt hatte, deutlich vor mir.

Doch ich ließ dieses Gefühl nicht die Herrschaft über mich gewinnen. Schnell raffte ich mich auf.

— Sie sprechen, begann ich, von ehrbaren Leuten, aber gerade diese sind bei uns die größten Taugenichtse, und dieser Lehrer ist ein Feind nicht nur der Kirche, sondern auch der Regierung und der Gesellschaft. Solche Leute muß man der Regierung als schädlich bezeichnen.

— Gewiß! unterbrach mich der Vater Kirchenaufseher. Gott bewahre mich davor, diese Leute in Schutz zu nehmen . . . aber ist das, um was es sich handelt, unsere Sache? Dieser Lehrer ist vom Semstwo eingesetzt, die Schule steht unter behördlicher Aufsicht . . . aber was kümmert dies den Geistlichen? Er hat seine eigenen Obliegenheiten . . . Nun, was soll ich mit Ihrer Anzeige machen?

— Sie dem Erzbischof unterbreiten, nehme ich an.

— Nun gut . . . und was wird dann geschehen?

— Der Erzbischof wird dem Gouverneur schreiben.

— Nein, der Erzbischof wird von mir Aufklärung fordern. Wenn ich ihm schreibe, daß Ihre Anzeige begründet ist, dann bedeutet das, daß ich schuld bin, weil

ich bisher geschwiegen habe. Wenn ich sage, daß sie unbegründet ist, werden Sie der schuldige Teil sein ... was ist da zu thun ... urteilen Sie selbst.

— Dann, sage ich, bleibt mir nichts übrig, als mich unmittelbar an den Erzbischof zu wenden.

— Gott bewahre Sie davor! unterbrach mich lebhaft der Kirchenaufseher. Wir wollen die Sache besprechen, und es wird sich alles beilegen lassen. Lassen Sie uns vor allem miteinander bekannt werden, sagte er, indem er mir plötzlich die Hand entgegenstreckte und in ein so gutmütiges Lachen ausbrach, daß ich nicht wußte, was ich auf einen so seltsamen Umgang mit mir antworten sollte.

— Sehen Sie, begann aufs neue der Vater Kirchenaufseher, wir gehören zusammen, wir dürfen nicht einer den andern ausliefern. Wenn uns irgend ein Unglück zustößt, da müssen wir es zusammen ertragen, nicht wahr?

— Beistand, gegenseitiger Beistand, das ists, was wir brauchen, sage ich.

— Hehehe! antwortet mir lachend der Vater Kirchenaufseher. Beistand ... nach Ihrer Auffassung.

— Es erscheint Ihnen lächerlich, Vater Kirchenaufseher, sage ich, indem ich ihn ansehe ... aber ich bin durchaus nicht zum lachen geneigt.

— Na, na, schon gut, schon gut! . . .

Und wieder ergreift der Vater Kirchenaufseher meine Hand.

— Lachen wir zusammen, wozu den Kopf hängen lassen . . . Sie sind ein junger Mensch, das ganze Leben liegt noch vor Ihnen . . . wozu traurig sein?

— Ja, Vater Kirchenaufseher, Gott ist mein Zeuge, ich bin nicht meinetwegen traurig . . .

— Na, na, wir kennen das . . . wenn nicht seinetwegen, so muß man wegen anderer ein wenig traurig sein . . . Wünschen Sie ein Gläschen Thee?

Und der Vater Kirchenaufseher befahl Thee zu bringen.

— Ich nehme an, daß wir es zu stande bringen werden, begann er, ergriff meine Hand und hielt sie fest. Ich werde trachten, Alexander Jewstachjewitsch zu begegnen (das war ein Mitglied der Landesverwaltung und mit der Aufsicht über die Schulen des Kreises betraut) und mit ihm zu sprechen. Möglicherweise werden wir die Sache irgendwie auf friedliche Weise beilegen und beenden. Er wird den Lehrer auf eine andere Stelle versetzen und alles wird sich beruhigen. Und was die Feindschaft betrifft, so werde ich den Kirchen-Ältesten zu mir bitten — wir sind gute Bekannte — werde ihm sagen, daß ich Ihnen pflichtschuldigst Vor-

stellungen gemacht habe, und alles wird abgethan sein ... es ist besser, alles auf friedlichem Wege zu beginnen, schloß der Vater Kirchenvater.

Ich schwieg.

— Sie sind also einverstanden?

— Nein, Vater Kirchenaufseher. Wegen der gegen mich erhobenen Klage bin ich bereit, mich zu verantworten, vor wem immer es sei, aber mein Schriftstück, möchte ich bitten, lassen Sie auf dem gesetzlichen Wege weiter gehen. Mit diesem Lehrer kann ich nicht in meiner Stellung bleiben. Ich will selbst eine Schule eröffnen, und so lange er da ist — ist er mir hinderlich.

— Wozu wollen Sie noch eine Schule errichten! sagt der Vater Kirchenaufseher. Sie werden ohnedies genug Arbeit haben. Es ist jetzt eine Zeit, daß unsereins, ein Pope, lieber die Schule nicht betritt.

— Und ich bin der entgegengesetzten Meinung.

— Hehehe, Sie sind so hitzig! ... Nun gut, gut! Thun Sie was Sie wollen, nur was den Lehrer betrifft, bitte ich Sie herzlichst: gedulden Sie sich noch eine Weile! Ich bin ein kranker Mensch, alle Plackereien und Sorgen sind mir schädlich, ich bitte Sie daher um meinetwillen, gedulden Sie sich!

Und der Vater Kirchenaufseher sah mich mit einem flehenden Blicke an.

Mir war leid um ihn.

— Gut, sagte ich, ich werde zehn Tage warten.

— Nun, vortrefflich . . . in dieser Zeit wird alles beigelegt werden. Seien Sie nur fortan vorsichtiger, Batjuschka, ich bitte Sie . . . Sie wissen selbst, daß Ihre Stellung eine sehr kitzliche und gefährliche ist. Mögen die Leute thun was sie wollen, es ist besser, sich nicht in ihre Angelegenheiten zu mischen. Es sind reiche Leute, eigensinnig, empfindlich, ihre Macht ist groß . . . stören Sie sie nicht. Es sind schlimme Leute . . . aber was läßt sich da thun? . . .

Ich sah ein, daß der Friedensrichter Recht hatte.

Auf den Beistand des Vaters Kirchenaufseher konnte ich nicht zählen.

## XXIII.

### Das wunderbare Blendwerk.

Zwei Tage später erhalte ich einen Brief.

Ich blicke auf die Unterschrift: er ist vom Vorsitzenden des Schulrats unseres Kreises.

Wie ich ihn öffne, finde ich in ihm eine Einladung zur öffentlichen Prüfung in derselben Schule unseres Dorfes, um deren Schließung ich mich bemüht hatte.

— Was soll das? dachte ich. Ist das ein Traum, oder geht das alles in Wirklichkeit vor sich?

Die Prüfung sollte am nächsten Tage stattfinden.

— Nun, dachte ich, wenn es so ist, so werde ich ihnen zeigen, was für eine Schule das ist.

An demselben Tage kam der Vater Diakon zu mir.

— Hier! . . . zeige ich ihm die Einladung.

— Ich weiß, Batjuschka, erwiderte er, wie sollte ich es nicht wissen. Zwei Tage habe ich zugebracht,

den Kindern die Gebete einzutrichtern, ich bin ganz erschöpft.

— Wie? frage ich.

— Nun so . . . der Kaufmann, bei dessen Fabrik die Schule errichtet ist, kam zu mir und bat mich, den Kindern die Gebete beizubringen. Ich sage ihm, er möchte sich doch an Sie wenden, Batjuschka, aber er sagt: Das geht nicht gut, der Batjka ist mit uns unzufrieden, wir können ihn nicht damit belästigen. So habe ich es denn übernommen.

— So verhält es sich also, sage ich. Da sind Sie ja gegen mich, Vater Diakon.

Der Vater Diakon wurde sehr verlegen, und noch mehr, als ich ihm auseinandersetzte, um was es sich handelte und warum diese Prüfung stattfinden sollte.

Gesenkten Hauptes stand der Vater Diakon schweigend da und seufzte nur von Zeit zu Zeit.

— Vom Kopfe wird nicht viel übrig bleiben, sagte er, sie verwirren ihn ganz und gar, weiß Gott! Ach, was ist das für ein Leben! . . . Verzeihen Sie mir, Batjuschka . . .

Und mit rascher Bewegung kniete der Vater Diakon vor mir nieder.

— Ich zürne Ihnen durchaus nicht, erwiderte ich,

indem ich ihn aufhob und nach Christensitte ihn dreimal küßte.

Da ich annahm, daß der Schulaufseher des Semstwo, der mich besucht hatte, nach dem Dorfe zurückgekehrt sei, brach ich sofort auf, ihn aufzusuchen, doch man sagte mir, daß er erst am andern Tage unmittelbar zur Prüfung sich einfinden werde.

Nach Hause zurückgekehrt, fand ich dort zu meinem nicht geringen Erstaunen den Lehrer Skorlupow, der mich erwartete.

Er verneigte sich vor mir mit der ehrfurchtsvollsten Miene.

— Was wünschen Sie? sage ich.

Da sehe ich, wie er irgend ein Papier aus der Tasche zieht.

— Ich hielt es für meine Pflicht, Batjuschka, Ihnen einen ausführlichen Bericht über das von uns in der Schule Vorgetragene zu überbringen. Vielleicht wollen Sie sich näher mit unserer Schule vertraut machen.

Und der Lehrer reichte mir ein auf zwei Blättern geschriebenes Programm.

— Ich bin Ihnen für diese Ehrenbezeugung sehr verbunden, sagte ich und gab ihm das Papier zurück, nur beliebten Sie sich unnützerweise zu bemühen. Suchen

Sie zu täuschen wen Sie wollen, nur mich nicht, ich werde Ihre Gaukelei nicht mitmachen.

Der Lehrer stand gesenkten Blickes schweigend vor mir.

Nur um seine Lippen bemerkte ich ein kaum wahrnehmbares Lächeln.

— Wie es Ihnen gefällig ist, sagte er. Zur Liebe kann man niemanden zwingen ... Ich habe die Ehre! ...

Und er wandte sich um und ging.

Ich begleitete ihn bis zur Thür.

— Und wer wird morgen bei Ihrer Prüfung zugegen sein? frage ich.

— Alle werden da sein ... wir lieben keine Geheimnisse vor den Leuten, Batjuschka ... Der Schulinspektor wird zugegen sein, der Kreisrichter, zwei Kirchenvisitatoren ... sie mögen beurteilen, ob wir zu unterrichten verstehen oder nicht .. Der Herrgott wird auch da sein, fügte er hinzu.

Ich wandte mich um und ging in die Stube zurück.

Nun, dachte ich, wir wollen sehen, was bei alledem herauskommt. Ich bin begierig, es zu sehen. Sollte Gott so viel Abscheulichkeit gestatten? ... Und wenn er sie gestattet — der Gedanke durchzuckte mich plötzlich — was dann? ... dann, dann ...

Ich begann mich mit der Frage zu quälen: Was

dann? ... und ich fand keine Antwort in meiner Seele.

— Ach, du mein feuriger, eifriger Glaube, wo bist du? Warum hast du mich verlassen? Oder habe ich Gott zu sehr erzürnt?

Mein Herz erstarrt ... worüber ich am meisten niedergeschlagen bin, das ist aber folgendes: ich suche Reue in mir zu erwecken und meine Gedanken auf einen Punkt zu vereinigen, aber weder das eine noch das andere vermag ich zu erlangen. Es ist, als ob ein anderer Mensch in mich eingezogen wäre und mich beherrschte.

— Ich will sehen, was meine Frau mitbringt, sage ich zu mir.

Am folgenden Tage, um zehn Uhr morgens, sollte in der Schule die Prüfung stattfinden.

Als ich mich der Schule näherte, sah ich, wie alles ringsum gereinigt war, man hatte eine Menge Sand aufgeschüttet und über die Stufen der Vortreppe war ein Teppich gebreitet.

Als ich in den Prüfungssaal trat, erhoben sich alle Kinder und riefen alle zugleich: „Willkommen!“

Ihre Gesichter waren sauber gewaschen, die Haare gestutzt und sorgfältig gekämmt, alle waren mit neuen Hemden bekleidet.

Es war schon eine Menge fremder Leute versammelt.

Ein großer Tisch war mit grünem Tuch bedeckt; im Hintergrund standen Stühle, an der Wand hing in goldenem Rahmen ein Bild des Kaisers.

Längs einer der Wände waren kleine Bilder aus der biblischen Geschichte aufgehängt.

Ein großes Bild des Erlösers, wie er die Kinder segnet, hing in einer Ecke, vor ihm brannte eine Lampe.

Der erste, der sich mir nahte, war der Lehrer.

Skorlupow neigte sich, um meinen Segen zu empfangen.

Ich war sehr empört, aber ich stellte mich, als ob ich es nicht bemerke, berührte seine Hand und ging schnell weiter.

Im ersten Augenblick war mir sein Aussehen aufgefallen.

Gewöhnlich ging er ungekämmt, zerlumpt, mit zerzaustem Bart umher. Hier sah ich ein schönes Antlitz vor mir: ein sorgfältig gezogener Scheitel in der Mitte des Kopfes trennte das glatt gekämmte Haar; der Bart war rund gestutzt, die Wäsche von blendender Weiße; seine Kleidung war funkelnagelneu.

Nach dem Lehrer kam der Schulaufseher des

Semstwo auf mich zu und sein Gesicht strahlte förmlich von Seelengüte und Freundlichkeit.

Einen so falschen Menschen hatte ich noch nicht gesehen.

— Sie zürnen mir wohl, Batjuschka? sagte er, indem er meine Hand ergriff und mich in die angrenzende Stube führte. Sie haben keine Veranlassung, weiß Gott. keine Veranlassung . . . wissen Sie, als ich vor acht Tagen von Ihnen fortging, da dachte ich: ich werde unbedingt alles thun, was ich dem Batjuschka versprochen habe ... und ich habe es dem Lehrer gründlich gesagt. Ich habe ihn ausgezankt und ihm Vorwürfe gemacht. Wenn Sie, sage ich, in meiner Gegenwart nur einen Laut gegen den Geistlichen vorbringen, sage ich, soll es Ihnen schlimm ergehen. Wozu, ich bitte Sie, soll denn das führen, sage ich. Sie sind Lehrer, und plötzlich bringen Sie wen gegen sich auf? ... den Geistlichen! sage ich, einen so ehrenwerten, hübschen Mann, sage ich. Was soll das? Schämen sollten Sie sich, mein Herr! ... Und was denken Sie, was er that? Er brach in Thränen aus ... so wahr ein Gott ist! Ich bin schuld, aber lassen Sie mich es aufklären: so und so, er wird es jetzt allen recht thun, in allem, sagt er . . . ich werde mich unbedingt in jeder Beziehung bessern ... Nun gut! sage ich. Wissen Sie, ich bin nun einmal so:

wenn jemand Reue zeigt und seine Schuld eingesteht, da kann ich nicht ... das Herz ist ja, Sie wissen das selbst, nicht von Stein ... Sie müssen nachweisen, daß Sie etwas leisten können, sage ich. Mein Vorschlag ist: wir veranstalten in drei Tagen eine Prüfung. Wenn sie gut ausfällt, wenn die Kinder entsprechen ... sehr schön, sage ich. Wenn sie schlecht ausfällt, dann, sage ich, rechnen Sie nicht mehr auf mich. Und so habe ich die Prüfung veranstaltet. Meiner Ansicht nach ist dies das beste Mittel, um zu erkennen, wie viel der Lehrer wert ist. Ich thue das stets in meinem Kreise. Sofort veranstalte ich eine Prüfung, ich überrumple ihn und untersuche die Sache ... Ist das nicht gut so, Batjuschka?

Und er beginnt mir fest die Hand zu drücken.

Ich höre und staune.

Später erfuhr ich, daß alles, was er mir gesagt hatte, Lüge war.

Er hatte dem Lehrer gar keine Vorstellungen gemacht, und die Prüfung hatte Skorlupow selbst ersonnen, und nachdem er sie ersonnen hatte, bat er Herrn Tsch—rew, die Sache möglichst wirkungsvoll zu veranstalten, damit, wie er sich ausdrückte, „unser Popchen mit langer Nase abziehe“ — welcher Bitte Herr Tsch—rew mit voller Bereitwilligkeit willfahrte, wobei

beschlossen wurde, wenn die Prüfung befriedigend ausfalle, der Behörde eine von allen Anwesenden unterschriebene Erklärung über die vorzüglichen Fortschritte der Schüler und die Befähigung und den Eifer zu überreichen und eine Abschrift dieser Eingabe dem Erzpriester zu übersenden.

Ich gab Herrn Tsch—rew keine Antwort und lächelte nur.

— Kommen Sie, ich will Sie mit unseren Gästen bekannt machen.

Er nahm mich bei der Hand und führte mich zu den im Saale stehenden Herren.

Ich lernte den Schulaufseher, den Vorsitzenden der Kreisverwaltung und einen zweiten Kirchenaufseher kennen.

Außer diesen Leuten waren alle angesehenen Leute unseres Dorfes zugegen, selbstverständlich auch der Wolost-Älteste.

Der Gründer der Schule trug eine Art Uniform mit einer goldenen Denkmünze am Halse.

Ich ging auf den Kirchenaufseher zu, der mich vor kurzem zu sich geladen hatte.

Er reichte mir die Hand und küßte mich.

— Nun, wie stehts? sagte der Vater Kirchenvisitator. Haben Sie sich beruhigt?

— Nein, erwiderte ich, Vater Kirchenaufseher, ich habe mich noch nicht beruhigt.

— Wirklich? sagte er. Es scheint aber, daß hier alles gut verlaufen wird, man kann annehmen, daß die Prüfung gut ausfällt, und die Kinder sehen sauber und schmuck aus . . . es ist eine Freude, sie anzusehen, hehehe!

Und der Kirchenaufseher brach in sein gutmütiges Lachen aus.

— Wissen Sie was, Vater Alexander, sagte er zu mir. Sobald die Prüfung beendet ist, speisen wir zusammen zu Mittag und bei Tische wollen wir den Friedensvertrag unterzeichnen.

Ich schwieg.

— Sie sind ein störriger Mensch, sagte der Kirchenaufseher . . . hüllen sich beständig in Schweigen, hehehe!

Da näherten sich uns Tsch—rew und der Schulaufseher.

— Was giebt es da? begann Tsch—rew, indem er sich an den Kirchenvisitator wandte.

— Ich suche den Vater Alexander zur Vernunft zu bringen, sagt der Kirchenvisitator, aber er giebt nicht nach. Es scheinen jetzt bei den jungen Geistlichen ganz andere Sitten zu herrschen als zu unserer Zeit.

— Hehehe! lachte Tsch—rew und ergriff meine Hand. Das hat nichts zu sagen. Sobald es gemahlen ist, wird Mehl daraus! . . . Peter Iwanowitsch, sagt er, indem er sich zu dem Aufseher wendet und auf mich weist, da steht unsere Säule der Rechtgläubigkeit . . . er ist so unbesiegbar, daß, weiß Gott, niemand mit ihm fertig werden kann . . . und was für Predigten er hält . . . uh! uh! uh! der echte Demosthenes . . .

— Sie haben meine Predigten nicht gehört und den Demosthenes wahrscheinlich noch nicht gelesen, sage ich.

— Nein, den habe ich noch nicht gelesen! Ich bin ein sündhafter Mensch, erwiderte Tsch—rew, aber ich habe gehört, daß es ein römischer Redner war.

— Ein Redner war er allerdings, nur kein römischer, sondern ein griechischer, erwiderte ich.

— Nun, ein griechischer, das ist alles eins. Ich finde, offen gestanden, weder an dem einen, noch an dem andern großen Gefallen. Wissen Sie, ich bin mehr für das Vaterländische. Für mich ist die russische Geschichte die Hauptsache. Die russische Geschichte — das ist der Schlüssel zu allem. Mein Hauptgegenstand in allen Schulen ist — die russische Geschichte. Ist es nicht so, Peter Iwanowitsch?

— Ich würde ebenso sprechen, aber ich darf nicht,

sagt lachend der Inspektor. Uns ist von unserem Vorgesetzten befohlen, das Lateinische und Griechische höher als alles andere zu stellen . . . und dann die göttlichen Gebote.

— Nun, von den göttlichen Geboten spreche ich nicht, sagt Tsch—rew. Belieben Sie nur eins zu beachten: die göttlichen Gebote kommen meiner Ansicht nach später an die Reihe, weil für sie eine Entwickelung der geistigen Fähigkeiten erforderlich ist. Der Junge versteht noch nichts, und plötzlich beginnt man zu ihm von Gott zu sprechen . . . da kann nichts dabei herauskommen, was wird er begreifen?

— Sie regen sich unnütz wegen der Kinder auf, sage ich. Ein Junge begreift sofort sowohl was Gott, als was ein Gebot ist. So wie Sie zu urteilen belieben, so urteilen die Lutheraner, aber in unserer Kirche ist eine solche Auffassung unzulässig.

— Sie Pedant! Sie Pedant! sagte Tsch—rew lachend.

— Nein, ein wenig in den Geboten Gottes unterrichten, das stört nicht, sagte der Kirchenvisitator, der sichtlich sowohl seinen Stand in Schutz zu nehmen, als auch Herrn Tsch—rew zu gefallen suchte. Es ist eine bekannte Geschichte, viel lernen taugt nichts, aber so allmählich, warum sollte man das nicht?

Da kam der Adelsmarschall zugleich mit dem Kreisrichter an.

Sie hatte man noch erwartet.

Nachdem sie angekommen waren, ließen sich alle an dem Tisch nieder und die Prüfung begann.

Als alle sich gesetzt hatten und Schweigen eingetreten war, schritt der Lehrer in die Mitte des Zimmers und verneigte sich sehr ehrfurchtsvoll vor allen Anwesenden.

— Steht auf, Kinder, wandte er sich zu den Kindern.

Die Kinder erhoben sich.

— Singet das Gebet!

Die Kinder sangen laut das Lied: „Himmlischer Herrscher."

Alle Anwesenden erhoben sich.

Ich hörte und traute meinen Ohren nicht.

Der Lehrer sieht mich von Zeit zu Zeit von der Seite an, und wieder sehe ich, wie ein kaum bemerkbares Lächeln um seine Lippen spielt.

Als die Kinder das Lied zu Ende gesungen hatten, setzten sich alle.

— Nun, sie haben doch nicht schlecht gesungen, Batjuschka? sagt Tsch—rew, auf mich zukommend.

— Man hat es ihnen schnell eingelernt, erwidere ich.

Als sich die Kinder gesetzt hatten, trat der Lehrer an den Tisch, und indem er sich mit den Händen auf ihn stützte, sprach er beifällig folgendes:

— Bevor wir zur Prüfung der Schüler schreiten, möchte ich die Herren Anwesenden um die Erlaubnis bitten, einige Worte zur Erläuterung meiner Unterrichtsmethode sagen zu dürfen. Diese Schule ist von einem der hier Anwesenden aus eigenen Mitteln gegründet.

Hier sah der Lehrer und nach ihm alle anderen den Kaufmann in der Uniform mit der Medaille am Halse an.

— Der Wunsch, den armen Kindern der Arbeiter zu helfen, fuhr der Lehrer fort, sie aus dem Zustand finsterer Unwissenheit herauszuführen, in dem sie sich befinden — das war die einzige Triebfeder unseres geehrten Wohlthäters. Nachdem er die Schule eröffnet hatte, wandte er sich an unsern vielgeehrten Aufseher der Schulen des Semstwo mit der Bitte, ihm einen Lehrer zuzuweisen. Die Stelle wurde mir angeboten. Ich nahm sie an unter der Bedingung, alleiniger Leiter dieser Schule zu sein. Mein Wunsch wurde erfüllt und ich ging ans Werk. Doch wie ging ich ans Werk? Ich begann damit, daß ich den Kindern sagte: „Über uns ist ein Gott, der alles vermag, was er will. Zu ihm muß man beten.“ Und ich lehrte die Kinder zwei

Gebete: das „Vater unser“ und „Himmlischer Herrscher“. Eine weitere Entwickelung wäre nicht nur nutzlos, sondern sogar schädlich. Die Geisteskräfte des Kindes muß man schonen . . . Dann lehrte ich sie in drei Wochen schreiben. Nach sechs Monaten lasen alle Kinder deutlich und schrieben, wenn auch noch fehlerhaft, so doch verständlich. Im dritten Monate begann ich auf Grund der Anschauungslehre den Unterricht in der Naturgeschichte und im Rechnen. Im sechsten Monat begann ich in gleicher Weise in der russischen Geschichte zu unterrichten. Außerdem habe ich mich mit den begabteren Kindern besonders beschäftigt. Auswendig lernen wird bei mir nicht gestattet, der Schüler muß nicht Zeichen und Worte, sondern ihren Sinn im Kopfe behalten. Sobald in diesem zweiten Jahre der Lehrgang so ziemlich abgeschlossen sein wird, werde ich ihn mit dem Unterricht der Kinder in den hauptsächlichsten Grundsätzen des Glaubens beenden. Hiermit bitte ich die Herren um geneigte Aufmerksamkeit und gütige Nachsicht.

Zwei klatschten Beifall, als der Lehrer geendet hatte.

Die anderen gaben einen Ton von sich, der Wohlwollen und Mitgefühl ausdrückte.

Neben mir saß auf der einen Seite der Kreisrichter, auf der andern einer der Kirchenaufseher.

— Das hat er sehr schön gesagt, sagte über mich hinweg der Kirchenvisitator zum Kreisrichter.

Dann begann die Prüfung.

Der Lehrer wandte sich, auf Anweisung des Herrn Tsch—rew, an den Adelsmarschall und fragte:

— Womit befehlen Sie zu beginnen?

— Womit Sie wollen, sagte der Adelsmarschall.

Der Lehrer schien dies erwartet zu haben.

Dabei bemerkte ich, daß für alle Anwesenden nur ein einziges Verzeichnis der Schüler da war, folglich nur allein der Lehrer die Schüler aufrufen konnte.

— Wassilkow, Korowin und Bubnow! rief er.

Drei Jungen traten heraus, dem Aussehen nach kluge und gewandte Jungen.

— Fraget einer den andern, was jeder weiß!

— Was ist die Erde? begann der eine.

— Ein Planet, erwiderte der zweite.

— Und was ist ein Planet? fragte der erste den dritten.

— Ein Planet . . . ist ein Himmelskörper, erwiderte der dritte.

— Und was bedeutet das: ein Himmelskörper, fragte der Lehrer.

— Daß er sich in der Luft befindet, erwiderten alle drei zugleich.

— Und was bedeutet der Ausdruck „Himmlischer Vater?“ fragte ich, mich an die Jungen wendend.

Die Jungen antworteten nichts und sahen nur den Lehrer an.

— Wisset Ihr etwa nicht, wen man Himmlischen Vater nennt? fragte der Lehrer. Wer weiß, wer der Himmlische Vater oder der Himmlische Herrscher ist?

— Gott! erwiderte eines der Mädchen.

Die Anwesenden sahen mich von der Seite an.

— Lassen wir ihn fragen, sagt der Kirchenaufseher zu mir. Es ist besser, wenn wir uns nicht hineinmischen.

Dann begann das Lesen.

Alle Kinder holten Bücher hervor.

— Seite 72! sagte der Lehrer.

Alle in der ersten Bank Sitzenden lasen sehr fließend.

— Seite 17! sagte der Lehrer.

Die zweite Bank begann sehr fließend auf Seite 17 zu lesen.

— Erkläre, was Ihr gelesen habt, Medwädew!

Und der Lehrer wandte sich an einen Schüler auf der dritten Bank.

Medwädew antwortete befriedigend.

Unter den Anwesenden wuchs die Teilmahme für den Lehrer sichtlich immer mehr.

— Gestatten Sie mir, sage ich, irgend einen zu ersuchen — ich wies auf einen in der ersten Bank Sitzenden — das Märchen auf Seite 59 vorzulesen.

Alle sahen mich mißgünstig an.

— Mit Vergnügen! sagte der Lehrer. Nur möchte ich die Herren Anwesenden bitten, daß ich nicht jede Seite des Buches zum Lesen für Kinder passend erachte.

— Nein, nein, das ist nicht nötig, sie lesen sehr schön, das sieht man, sagt der Schulaufseher. Gewiß beliebten Sie, Batjuschka, das nur so zu fragen . . . so zu sagen für jeden Fall!

Ich schwieg, denn ich fühlte, daß ich keinen Bundesgenossen hatte.

Dann schritt der Lehrer zur Prüfung im Schreiben. Er rief zwei Schüler zur Tafel, einen Knaben und ein Mädchen.

— Anißjewa, sage Pawlow irgend etwas vor.

Pawlow ergriff die Kreide.

— Die erste Bedingung des Menschenlebens ist Arbeit, sagte das Mädchen rasch.

Der Junge schrieb:

Die erste Bedingung des Menschenläbens ist Arbeid.

— Verbessere die Fehler! sagte der Lehrer zu Anißjewa.

Das Mädchen verbesserte rasch einen Fehler nach dem andern.

— Gut! sagte der Lehrer und rief noch zwei heraus.

— Um ein ehrlicher Mensch zu sein, muß man Gott fürchten und lieben, sagte der eine Junge.

Dieselbe Schnelligkeit im Vortrag der Redensart, in ihrem Aufschreiben und im Verbessern der Fehler durch den andern Jungen.

— Sehr schön! Sehr schön! sagte der Adelsmarschall.

Dann begann die Prüfung aus der Naturgeschichte.

Kinder begannen Fragen zu stellen, andere antworteten.

Fragen und Antworten wurden flott vorgebracht.

— Glänzend antworten sie, sagte der Adelsmarschall.

— Nun, Kinder, singet irgend etwas!

Die Kinder begannen zu singen: „Am Flüßchen an der Brücke.“

Von allen Seiten erscholl Händeklatschen.

— Tschishikow, sage mir, was ein Christ thun muß!

— Er muß erstens zu Gott beten, dann arbeiten, dann für seinen Nächsten sorgen und den Armen beistehen.

— Und die Kinder . . . was müssen diese thun? fragte der Lehrer fort. Wassiljewa!

— Die Kinder müssen lernen, sich gut aufführen und den älteren Leuten gehorchen.

— Und was muß man Sonntags thun? Sidorow!

— Man muß in die Kirche gehen, den Armen Gutes erweisen und gute Bücher lesen.

Alle staunten über diese Antworten.

— Ausgezeichnet! sagte der Adelsmarschall. Mir scheint, wir haben uns vollkommen von dem vorzüglichen Stande dieser Schule überzeugt.

Und der Adelsmarschall ergriff die Lehnen seines Stuhles und schickte sich an, aufzustehen.

— Ja, ja, ja, sagte Herr Tsch—rew. Sehr schön, nicht wahr? fügte er zum Aufseher gewendet hinzu.

— Etwas Besseres kann man nicht wünschen . . . es ist die erste Schule des Kreises.

Und dabei sah Herr Tsch—rew mich an.

Der Adelsmarschall erhob sich und nach ihm standen alle andern auf.

Auf einen Wink des Lehrers erhoben sich auch die Kinder und begannen zu singen: „Gott beschütze den Zar.“

Man mußte das siegesfrohe Gesicht des Lehrers sehen.

Sein Blick drückte mir gewissermaßen die vollste Verachtung aus.

Und mit eben solchen Blicken betrachteten mich alle.

— Ich bin sehr froh, sagte der Adelsmarschall, indem er auf den Lehrer zutrat und ihm die Hand drückte, daß ich mich persönlich davon überzeugen konnte, daß die gegen Sie in Umlauf gesetzten schlimmen Gerüchte nichts anderes als Lüge und Verläumdung sind. Ich halte es für meine heilige Pflicht, an der betreffenden Stelle über Ihre vorzüglichen Lehrfähigkeiten Bericht zu erstatten.

Nach dem Adelsmarschall kamen auch alle anderen auf den Lehrer zu, drückten ihm die Hand und beglückwünschten ihn zu seinem glänzenden Erfolge.

— Nun, mein Lieber, ich beglückwünsche Sie, Sie haben mir Freude bereitet, wandte sich Tsch—rew an ihn und küßte ihn dreimal.

Dann folgten alle einer Einladung zum Frühstück bei dem Kaufmann, der die Schule gegründet hatte.

Ich ging auch hin.

Nicht ein Mensch fand sich, der geargwohnt hätte, daß das alles nur Lüge war, alles vorbereitet, eingelernt und betrügerisch veranstaltet.

## XXIV.

## Die fröhliche Tafelrunde.

In zwei großen Zimmern des Kaufmannshauses waren zwei prächtige Tafeln zur Bewirtung der verehrten Gäste gedeckt.

Als ich eintrat, kam Herr Tsch—rew auf mich zu.

— Nun, was sagen Sie, Batjuschka? Triumph! Vollständiger Triumph! He? . . . Daraus folgt, daß man nicht jedem Gerede Glauben schenken darf . . . Sie haben es ja selbst gehört, sie kennen auch die göttlichen Gebote und die Gebete . . . nun, mit einem Wort, sage ich Ihnen, es ist eine Schule, wie . . . doch der Herr Adelsmarschall wird es Ihnen selbst sagen. Ilja Andrejewitsch! . . .

Herr Tsch—rew winkte dem Kreisrichter.

— Ilja Andrejewitsch, belieben Sie sich herzubemühen.

Der Kreisrichter trat näher.

— Gestatten Sie mir, Sie miteinander bekannt zu machen: der hiesige Geistliche . . . der Kreisrichter unseres Kreises!

Wir drückten einander die Hände.

— Nicht wahr, Ilja Andrejewitsch, eine bessere Prüfung kann es gar nicht geben?

— Sie war gut, sagte der Kreisrichter lakonisch. Ihr Lehrer ist ein verteufelt gescheidter Mensch.

— Ja und das ist noch das Wenigste, daß er gescheidt ist, Ilja Andrejewitsch, er ist auch ein guter Mensch . . . der Verstand ist meiner Ansicht nach das Allerletzte, aber wie moralisch ist er, welche Ansichten besitzt er, welch ein Herz! Das ist die Hauptsache.

— Nun, was seine Ansichten und seine Sittlichkeit betrifft, da steht es schlimm, schnitt ihm der Kreisrichter das Wort ab.

— Was meinen Sie damit? fragte Tsch—rew, indem er die Augen herauswälzte.

— Sie beliebten, wie ich gehört habe, schon viel Unannehmlichkeiten mit ihm zu haben? wandte sich der Kreisrichter an mich.

— Ja, nicht wenig. Ich konnte es nicht länger aushalten. Meine Frau ist fortgefahren, um Klage zu erheben.

— Warum haben Sie sich nicht unmittelbar an mich gewendet, dazu bin ich ja hier angestellt.

— An wen habe ich mich nicht schon gewendet... ich bitte Sie, ich habe schon allen Glauben an die Menschheit verloren!

— Das ist unnütz, sagte der Kreisrichter.

— Wenn dem so ist, sage ich, so helfen Sie mir jetzt!

— Und was brauchen Sie namentlich?

— Vor allem die Schließung dieser Schule.

— Nun, das ist nicht meine Sache.

— Und dann muß das Mädchen Podarkowa auf irgend eine Weise gerettet werden. Man giebt sie für verrückt aus, hat sie ihrer Tante zur Pflege übergeben und für das väterliche Vermögen einen Vormund eingesetzt, und man wird es an sich reißen . . . als Bräutigam hatte sich für das Mädchen ein braver Mensch gefunden, man hat sie auseinander gebracht . . .

— Das weiß ich, sagt der Kreisrichter, das weiß ich alles.

— Wenn Sie es wissen, so helfen Sie!

— Das kann nur durch den Friedensrichter geschehen.

— Ich habe schon mit dem Friedensrichter gesprochen . . . er sagt, er könne nichts thun.

— Er kann ... er spricht nicht die Wahrheit. Nur er kann etwas thun.

— Und vermöchten nicht etwa Sie auch etwas?

— Es ist Sache des Friedensrichters ... ich bin hier nicht unmittelbar beteiligt.

— Sind Sie wirklich nicht beteiligt? Und ich dachte ...

— Ich kann etwas thun ... ich werde mit dem Friedensrichter sprechen, mich der Sache annehmen ... und wohin ist Ihre Frau gefahren?

— Sie wußte selbst nicht, wohin sie fahren sollte, Sie sagte bloß, daß sie zum Erzbischof wolle.

— Hm!

Und der Kreisrichter begann seinen Bart zu drehen.

— Und zum Gouverneur wollte sie nicht gehen?

— Das weiß ich wahrhaftig nicht.

— Wenn sie zurückkommt, lassen Sie mich es wissen.

— Gut, sage ich.

In diesem Augenblicke setzten sich alle zu Tische. Der Kreisrichter entfernte sich von mir mit derselben tiefsinnigen Miene, mit der er gekommen war.

Und ich hatte eine Minute die Hoffnung gehegt, hier einen Menschen gefunden zu haben!

Was sind das alles für Leute! dachte ich unwill-

kürlich. Jeder ist bereit, das Böse entweder zu unterstützen oder es nicht zu hindern — aber das Gute zu unterstützen, dazu hat niemand Lust.

— Hierher, hierher, ich bitte . . . Sie sind ja an dem heutigen Feste schuld! höre ich die Stimme Tsch—rews, der sich an den Lehrer wendet.

Man setzte ihn auf den Ehrenplatz neben den Adelsmarschall, zu seiner Linken; zu seiner Rechten saß der ältere der Kirchenvisitatoren.

— Die Letzten werden die Ersten sein, sagte der Kirchenaufseher lächelnd zu ihm.

Ich aber denke im stillen:

— Herr, mein Gott, wo bin ich, in welchem Lande?

Es begann von allen Seiten ein lebhaftes Gespräch.

Neben mir saß der Wolost-Älteste Anfimow.

— Nun, sind Sie zufrieden? sage ich zu ihm. Es geht bei Ihnen alles wie geschmiert.

— Ein klein wenig, wie es Gott gewährt, sagt der Wolost-Älteste mit frommer Miene.

— Ja, sage ich, Gott ist langmütig, nur soll man seine gnädige Langmut nicht versuchen.

— Wir versuchen sie auch nicht, erwiderte der Wolost-Älteste mit staunenerregender Überzeugung im Ton.

— Nein, mein Lieber, Sie versuchen sie, sage ich, und Sie versuchen sie sogar sehr.

— Das weiß ich nicht ... irgend ein anderer kann sie vielleicht versuchen ... wir aber befinden uns, wie es scheint, stets mit Gottes Willen in Übereinstimmung, weil dies auch unsere Stellung erfordert und auch unser Gefühl uns dazu antreibt.

— Ach, Ihr Heuchler! Heuchler seid Ihr alle, sage ich. Geben Sie acht, daß Sie nicht das Unheil auf Ihr Haupt herabbeschwören! Sie sind schon sehr kühn geworden.

— Wenn es sich um etwas Gutes handelt, warum soll man da nicht kühn sein, und wenn es etwas nicht Gutes ist ... das ist eine andere Sache ...

Und indem er diese Worte sprach, sah mich Anfimow fragend an, ergriff dann ein Weinglas und sagte im cynischesten Ton:

— Auf Ihr Wohl, Batjuschka!

— Trinken Sie auf das Wohl der Ihrigen! erwiderte ich ihm.

— Und sind Sie nicht einer der Unseren? fragte er.

— Nein, ich gehöre nicht zu Ihnen!

— Und wenn Sie nicht zu uns gehören, Batjuschka, dann wäre es besser für Sie, sich ein anderes Plätzchen zu suchen ... wahrhaftig besser.

Ich sah ihn erstaunt an.

Das zweite Glas Wein nach dem Gläschen Branntwein wirkte offenbar.

Ich unterdrückte den in meinem Innern aufsteigenden Zorn, und es kam mir der Gedanke, ihn gesprächiger zu machen, in der Hoffnung, daß er sich verplappern werde.

— Nein, erwiderte ich, wenn es mir hier auch schlecht geht, so muß ich doch hier bleiben.

— Weshalb denn?

— Darum, weil es bei Ihnen viele böse Menschen giebt ... es ist niemand da, der die Guten in Schutz nimmt.

— Sie halten wohl auch den Lehrer für einen bösen Menschen? fragte mich Tsch—rew.

— Ja.

— Wirklich? ... Und ich dachte, sagte Tsch—rew mit erstaunlich erkünstelter Treuherzigkeit ... ich wüßte nicht, weiß Gott, ich wüßte nicht ... doch glauben Sie es auch nicht ... es wird jetzt nicht wenig über manchen zusammengeklatscht ... er ist ein braver Mensch, wirklich ein braver Mensch, Ilja Andrejewitsch!

— Macht Ihnen denn Ihr Gewissen keine Vorwürfe, wenn Sie so sprechen? entschlüpfte es mir völlig unwillkürlich. Sie beliebten mir ja selbst vor drei

Tagen über diesen selben Lehrer sehr Schlechtes mitzuteilen und wollten ihn von seiner Stelle entfernen.

— Was denn? erwiderte Tsch—rew mit der unverwüstlichsten Ruhe. Da habe ich vielleicht nur gescherzt ... vielleicht sagte ich es nur so in der Hitze ... vielleicht sprach ich auch von einem andern ...

— Gott wird Sie richten, sagte ich mit einem Gefühl des Ekels vor diesem so unverhüllt falschen Menschen.

— Na, na, lassen Sie es gut sein, Batjuschka, sagte Tsch—rew, indem er mir die Hand bot. Wir sind hier unter uns ... wozu uns streiten? Trinken wir lieber ein Gläschen Branntwein!

— Belieben Sie mich nicht zu den Ihrigen zu zählen, ich habe kein Verlangen nach dieser Ehre, sagte ich.

— Vater Kirchenaufseher, sagt Tsch—rew, indem er auf mich weist, er giebt noch immer nicht nach ... ich sage Ihnen, das ist ein charaktervoller Geistlicher ...

— Nun, bei einem Gläschen Sekt wird er nachgeben, sagte der Kirchenaufseher, ergriff meine Hand und begann sie wieder zu drücken. Was soll man mit der Jugend anfangen!

— Seien Sie immerhin mit Ihrem Lehrer vorsichtiger! sagte der Kreisrichter zu Tsch—rew.

Der Kirchenaufseher wurde aufmerksam.

— In der That? fragte Tsch—rew mit bestürzter Miene.

— Er ist bei uns schlecht angeschrieben.

— Was ist das? Von wem belieben Sie zu sprechen? fragte der Kirchenaufseher.

— Von dem hiesigen Lehrer, sagte der Kreisrichter.

— Was denn? Es ist doch offenbar ein gläubiger und zu den besten Hoffnungen berechtigter Mensch, sagte der Kirchenaufseher. Man hört nichts Schlechtes von ihm.

— Und das, was ich die Ehre hatte, Ihnen mitzuteilen, Vater Kirchenaufseher, scheint nicht sehr gut zu sein, bemerkte ich mit sichtlichem Ärger.

— Ach was! Sie waren der Erste, von dem ich das hörte, erwiderte der Kirchenaufseher. Es ist jetzt eine wunderliche Zeit. Man weiß nicht, wem man glauben, wem man nicht glauben soll ...

Der Kreisrichter ergriff mich bei der Hand.

— Ich wollte zwei Worte mit Ihnen sprechen, Batjuschka!

— Was befehlen Sie? sage ich.

— Belieben Sie einzusehen, daß es dafür Gesetze und Gerichte giebt, aber ein Geistlicher hat sich darum nicht zu kümmern.

— Seit wann denn? frage ich.

— Seit die neue Zeit begonnen hat.

— Ich kenne keine solche neue Zeit.

— Sie sträuben sich vergebens, sagte Anfimow. Jetzt ist, um ein Beispiel zu gebrauchen, die Kirche ein Punkt für sich, und das Leben ist ein zweiter Punkt...

Wer könnte glauben, daß ein des Lesens und Schreibens kundiger Bauer einen solchen Unsinn ausdenken und seinem Geistlichen gegenüber aussprechen könnte ... und doch habe ich nicht ein Wort seiner Äußerungen übertrieben.

— Hat Euch etwa Euer Lehrer solchen Unsinn gelehrt? sage ich.

— Nein, wir sind auch ohne ihn verständig genug, alles zu begreifen ... die Zeit der Leibeigenschaft ist nun vorbei, wir leben in einer Zeit der Freiheit ... jeder denkt was er will.

— Das ist nicht wahr, sage ich ... man muß regelrecht denken, wie es die Kirche vorschreibt.

— Die Kirche kann jetzt nichts vorschreiben, sagte Anfimow, der das dritte Glas Wein ausgetrunken hatte. Sehen Sie sich nur die Sektierer an! Auch bei ihnen spricht jeder über Kirchenangelegenheiten wie er will.

Diese Unterredung, die ich anführe, weil sie im höchsten Grade für die unter dem Einfluß des Verkehrs mit übel gesinnten Leuten entstandene Begriffs-

verwirrung der ländlichen Bevölkerung kennzeichnend ist, wurde durch den Beginn der Trinksprüche unterbrochen.

Dem Trinkspruch auf den Kaiser, den der Adelsmarschall ausbrachte, folgte ein Trinkspruch auf den Minister für Volksaufklärung, dann auf den Gouverneur, nach dem Gouverneur auf den Erzpriester.

Herr Tsch—rew brachte einen Trinkspruch auf das Wohl des Adelsmarschalls aus.

Der Adelsmarschall erwiderte mit einem Trinkspruch auf Herrn Tsch—rew und das gesamte Semstwo.

Dann schlug der Adelsmarschall vor, auf das Wohl des Hausherrn und seiner Schule zu trinken.

Alle schrieen wie aus einer Kehle „Hurra!"

Dann erhob sich Herr Tsch—rew und sagte beiläufig folgendes:

— Meine Herren! Wir haben soeben auf das Wohl des Hausherrn und seiner Schule getrunken. Ein gemeinschaftliches „Hurra!" war die Antwort auf diesen herzlichen Trinkspruch. Ich erlaube mir, meine Herren, Ihnen vorzuschlagen, nochmals „Hurra!" zu rufen zu Ehren eines anderen, der sozusagen auch ein Hausherr ist, des Hausherrn und Leiters der Schule, die wir heute gesehen haben und die auf uns alle einen so freundlichen, ich kann sagen erquickenden Eindruck hervorgebracht hat. Dieser Hausherr ist — Herr Skorlupow,

Ihr verehrter Lehrer. Er ist berufen, die Bauernkinder zu bilden, ein großer und heiliger Beruf, dem er sich mit Liebe zu den Kindern und mit Sachkenntnis gewidmet hat. Heute konnten wir uns davon überzeugen. Möge er unter uns der Vertreter des Lichtes, der Wahrheit und des Guten sein und mögen seine Feinde zersprengt werden, die Vertreter der Finsternis und allerlei Unflat! Meine Herren! Auf das Wohl unseres Lehrers — Hurra!

Alle schrieen „Hurra!" und stießen mit dem Lehrer an.

Nur zwei Personen stießen mit ihm nicht an: der Kreisrichter und ich.

In diesem Augenblick trat der Postleiter mit der Post in das Zimmer.

— Bitte, nehmen Sie Platz! sagte der Hausherr, auf ihn zueilend.

— Entschuldigen Sie, daß ich nicht früher kommen konnte . . . ich mußte erst die Post erledigen. Ich bringe Ihnen aber etwas zum Nachtisch, einen Zeitungsbericht aus unserem Dorfe, sagte der Postbeamte, indem er Tsch—rew die Zeitung reichte. Es soll höchst fesselnd sein.

Alle richteten ihre Blicke auf die Zeitung.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber es fügte sich in

diesem Augenblicke so, daß ich den Lehrer ansah und Skorlupow mich ansah, aber er wandte sich rasch ab.

Ich hatte ihn angesehen, weil mir bei der Erinnerung an einen Vorfall aus der jüngsten Vergangenheit unwillkürlich einfiel, er müsse der Verfasser des Aufsatzes in der Zeitung sein, und daß dieser Aufsatz etwas gegen mich gerichtetes enthalten müsse.

— Man muß es laut vorlesen, daß alle es hören, meine Herren! sagte der Adelsmarschall.

— Besser nachher! sagte mit leiser Stimme der Lehrer, indem er seinen kurzen Bart drehte.

— Nein, weshalb nachher . . . wir sind hier unter uns! rief Tsch—rew. Erlauben Sie, meine Herren, ich werde es vorlesen!

Und er begann zu lesen.

Als ich von dieser Mahlzeit nach Hause kam, fand ich dort eine mir von einem Unbekannten zugesandte Nummer dieser Zeitung, so daß es mir möglich ist, den Aufsatz hier ganz mitzuteilen.

„Aus dem Dorfe Ju . . . ki. (Bericht.)

„Wir lebten in unserem Dorfe in Frieden und Wohlfahrt viele Jahre lang. Jeder beschäftigte sich mit seinen Angelegenheiten und mischte sich nicht in fremde. Unser Dorf ist seit alten Zeiten berühmt durch seine gewerbliche Thätigkeit. Viele der Fabrikan-

ten gehören dem Bauernstande an, und obwohl sie im Vergleich mit den Ackerbau treibenden Bauern sich eines bedeutenden Wohlstandes erfreuen, so gedenken sie doch nichts desto weniger in Liebe ihrer Standesgenossen und suchen ihnen nach Kräften beizustehen. Außer dem daß jeder Fabrikant bei ziemlich hohen Löhnen der notleidenden Bevölkerung einen ständigen Verdienst bietet, entwickeln einige derselben eine besondere Sorgfalt für das Arbeitervolk, errichten Krankenhäuser, Armenhäuser und Schulen. Zu diesen wahrhaft segensreichen Einrichtungen muß man auch die im vergangenen Jahre auf Kosten des Kaufmanns N. errichtete Musterschule für Arbeiterkinder zählen. Nach den Fortschritten der Schüler kann diese Schule zu den besten des Kreises gezählt werden, und diese Erfolge verdankt die Schule ebensosehr dem Eifer des Lehrers als den reichen Mitteln, welche der Kaufmann N. für sie anweist. Unter solchen Verhältnissen möchte man glauben, daß die Bevölkerung des Dorfes N. ein glückseliges Leben führe — doch da würde man sehr irren. Vor kurzem kam ein neuer Geistlicher in das Dorf, ein junger und selbstverständlich eifriger Geistlicher."

Beim Lesen dieser Zeilen begann Tsch—rew zu stottern und dämpfte in sichtlicher Verlegenheit allmählich seine Stimme.

Alle blickten auf mich.

Ich kam, Gott Lob, nicht im Geringsten aus der Fassung.

— Fahren Sie fort, sage ich, bitte, nehmen Sie keine Rücksicht auf mich!

Tsch—rew übersprang jedoch die auf mich bezüglichen Zeilen.

Des Interesses wegen führe ich sie hier an:

— Sein Eifer äußerte sich selbstverständlich zuerst darin, daß er offen und heimlich den Lehrer und die Schule anzufeinden begann, und sich sogar nicht scheute, die Kinder unmitttelbar gegen den Lehrer aufzuhetzen, wobei er selbstverständlich zur Rechtfertigung seines mehr als seltsamen Vorgehens seine Zuflucht zu einer gewöhnlichen Verleumdung nahm und den Lehrer des Nihilismus, Atheismus und verschiedener anderer ismen zu beschuldigen begann. Da aber die Mehrzahl der gebildeten und selbständigen Dorfangehörigen ein so seltsames Vorgehen des Geistlichen nicht zu billigen vermochte, scheute er sich nicht im Geringsten, am ersten Sonntag vom Lesepult aus in einer Predigt gegen sie loszudonnern, wobei er sich geradezu erlaubte, die Armen zum Haße gegen die Reichen anzureizen. Ich weiß nicht, ob ein solches Vorgehen nicht auch unter eins der Worte fällt, die auf ismus endigen, und ob

es nicht an Sozialismus grenzt, aber jedenfalls ist es schwer, über eine Predigt von so ungewohntem Inhalt zu schweigen, um so mehr, als sie einige Leute betrübt und viele erbittert hat."

Der Bericht schloß folgendermaßen:

„Doch alle diese Ausschreitungen unseres eifrigen neuen Geistlichen werden hoffentlich zu nichts führen. Der Geist ist gut, und man kann annehmen, daß der Lehrer unserer Schule über alle Verleumdungen so sehr hinwegsehen wird, daß er sich durch sie nicht wird beirren lassen und das von ihm so schön begonnene Werk der Volksaufklärung fortsetzen wird."

Diese letzten Zeilen las Tsch—rew vor.

Als er geendet hatte, klatschten viele Beifall.

— Meine Herren! rief Tsch—rew mit besonderer Innigkeit. Ich schlage vor, nochmals auf das Wohl unseres teuern Lehrers zu trinken. Lang soll er leben! Hurra!

Es wurde „Hurra!" geschrieen und die Becher erklangen aufs neue.

In diesem Augenblicke wurde heftig die Hausklingel gezogen.

Alle wandten sich um.

Ein Diener stürzte in das Zimmer.

— Ein Gensdarmerie-Offizier ist da! meldete er mit heiserer Stimme.

— Bitte ihn, einzutreten! sagte der Hausherr.

Alle sahen einander an.

Mich überraschte die plötzliche Blässe des Lehrers Skorlupow.

Es trat ein Gensdarmerie-Offizier ein, ein großer, recht hübscher junger Mann.

Der Hausherr ging ihm entgegen.

— Wünschen Sie nicht etwas zu sich zu nehmen? fragte er.

— Nein, ich danke ergebenst, erwiderte der Offizier. Entschuldigen Sie mich, es scheint, daß ich Sie gestört habe . . .

Der Offizier überflog mit einem Blick die ganze Versammlung, und da er den Adelsmarschall und den Kreisrichter bemerkte, verneigte er sich vor ihnen wie vor Bekannten.

Dann ging er geradenwegs auf den Kreisrichter zu und flüsterte ihm etwas ins Ohr, worauf er ihn in das Nebenzimmer führte.

Indessen herrschte Totenstille.

Alle fühlten sich offenbar unbehaglich, denn alle ahnten etwas.

Der Kreisrichter kam heraus und lud den Hausherrn ein, in das Nebenzimmer zu kommen.

Vier Minuten später kam der Hausherr zurück, ganz rot im Gesicht.

Schweiß rann reichlich von seiner Stirn, und wie er heraustrat, sah er vor allen den Lehrer an.

Infolge dieses Blickes veränderte sich der Gesichtsausdruck des Lehrers noch mehr.

Dann trat der Hausherr zu dem Lehrer.

— Es ist eine schlimme Geschichte, sagte er so, daß alle es hörten.

In demselben Augenblick stürzte der Lehrer mit ungewöhnlicher Behendigkeit auf die Thür zu, offenbar um zu entfliehen, aber als der Unglückliche in das Vorzimmer gelangte, fiel er zwei dort stehenden Gensdarmerie-Unteroffizieren in die Hände.

Alle waren entsetzt.

Der Kreisrichter und der Gensdarmerie-Offizier kamen aus dem Nebenzimmer.

— Was soll das? fragte der Adelsmarschall, dem Offizier entgegen gehend.

— Das Bürschchen ist in die Grube geraten. Er verführt das Volk, treibt sich in den Kneipen umher, zwei junge Burschen hat er völlig verrückt gemacht ... einer hat sich lang herumgetrieben und kam zum Gouverneur, um ihm alles anzuzeigen . . . man hatte ihn gelehrt, daß es keinen Gott gebe, hatte ihn gelehrt, daß

man stehlen könne, wenn man kein Geld habe, und wenn man nicht stehlen könne, dann könne man Häuser in Brand stecken.

— Und das hat alles er gethan . . . der Lehrer? fragte der Adelsmarschall.

— Alles er!

— O du mein Gott! Wer konnte das vermuten? Ein so stiller, bescheidener Mensch!

— Stille Wasser sind offenbar tief, sagte Tsch—rew. Ich hätte mich für diesen Menschen verbürgt wie für mich selbst.

— Nein, Sie sind unvorsichtig zu Werke gegangen, meine Herren, sagte der Gensdarmerie-Offizier. Man kann nicht den ersten Besten als Dorfschullehrer anstellen.

Ich näherte mich den Sprechenden.

Tsch—rew erblickte mich, kam auf mich zu, ergriff mich bei der Hand und führte mich zum Fenster.

— Batjuschka, ich beschwöre Sie, um Gottes willen bitte ich Sie, sagen Sie nicht, daß Sie mich gewarnt haben . . . man würde mich vor Gericht ziehen, ich kenne das schon . . . um Christi willen bitte ich Sie. Nun, ich bin schuld, völlig schuld, das heißt ich bin so schuld, daß ich es gar nicht ausdrücken kann . . . aber Sie, Batjuschka, sind ein Geistlicher, Sie müssen

gnädig sein, verzeihen Sie mir . . . Zeitlebens werde ich Ihr Diener sein . . . tausend Rubel von den Geldern des Semstwo werde ich jährlich für Ihre Schule anweisen . . . ich werde morgen zum Erzpriester fahren, mich in allem schuldig bekennen und von Ihnen derartiges erzählen, daß Sie es sich gar nicht vorstellen können . . .

— Ich werde nichts sagen, ich werde nichts sagen, erwiderte ich ihm.

## XXV.

## Wie es meiner Frau ergangen.

Als ich von dem Festessen, das einen so unerwarteten Abschluß gefunden hatte, nach Hause kam, befand ich mich in einer Gemütsstimmung, in der ich zum ersten Mal nach diesen drei Tagen das Bedürfnis fühlte, Gott im Gebete auszudrücken, was ich empfand.

Ich schämte mich vor dem Herrn, denn ich fühlte, daß ich in diesen Tagen angesichts der sich vorbereitenden Ereignisse erregt gewesen und daß sich meine Erregung nicht bloß auf diese Ereignisse, sondern auch auf die sie beeinflußende Vorsehung erstreckt hatte.

Ich befand mich in einem Zustand geistiger Auflehnung, und in diesem Zustand wurde das Gebet durch die schlimmen Gedanken erschwert, die den Kopf erfüllten.

— Es giebt keine guten Menschen in diesem Orte, sprach ich ärgerlich. Gott hat offenbar diese Leute ihrem eigenen Unverstand überlassen, aber er hat sie nach ihren

Werken gerichtet . . . weshalb straft er aber mich? Und wenn meiner Amtswirksamkeit ein solcher Anfang beschieden ist, was wird nachfolgen?

Einen Augenblick hatte ich einen in Wirklichkeit schlechten Gedanken — diesen Ort und meine Stellung völlig zu verlassen — so groß war mein Mißbehagen über alles, was sich unter meinen Augen, beim unbezweifelbaren Bewußtsein meiner Machtlosigkeit vollzog.

Doch — dank der Gnade Gottes — dieser Zustand völliger geistiger Erschöpfung war nicht von langer Dauer.

Als ich von dem Festmahl nach Hause kam, wurde mir meine verantwortliche Stellung vor Gott und Christus noch klarer, und ich sank auf die Kniee und betete zu Gott, wie ich schon lange nicht gebetet hatte.

Als ich gebetet hatte, fühlte ich, daß ich all das Seltsame, das sich rings um mich vollzogen hatte, bereits mit anderen Blicken betrachtete.

O wie wunderbar erscheinen die Werke Gottes und wie oft erdreisten wir uns, gegen ihn uns aufzulehnen und ihn vor dem Unverstand unseres beschränkten Geistes zur Rechenschaft zu ziehen in einem Augenblick, in dem uns Gott Beweise seiner liebevollen Fürsorge für uns bietet.

Unwillkürlich wurde dieser Gedanke in mir rege,

als ich am Abend dieses Tages aus dem Munde meiner heimgekehrten Frau alles erfuhr, was sich mit ihr ereignet hatte.

Als sie unser Dorf verlassen hatte, begann sie nachzudenken, wohin sie fahren und an wen sie sich um Schutz wenden solle.

Sie betete inbrünstig zu Gott, und Gott wies sie auf den rechten Weg.

Sie beschloß, geradenwegs nach der Gouvernementsstadt zu fahren, dem Erzbischof zu Füßen zu fallen, ihm alles zu erzählen und seine Hilfe zu erflehen.

Dies that sie auch.

Als sie gegen Morgen in die Stadt kam, begab sich meine Frau sofort in den Dom, stärkte sich dort aufs neue durch Gebet und ging dann geradenwegs zum Erzbischof, dessen Wohnung sie im Dom erfragt hatte.

Als sie in das Haus kam, erfuhr sie von einem sie empfangenden Beamten, daß der Erzbischof jetzt niemanden empfange, weil er zum Dom fahre, um dort Messe zu lesen.

Sie grämte sich darüber und teilte ihr Leid einem in der Nähe stehenden jungen Mönch mit, der ihr riet, sich an den dienenden Bruder zu wenden, der den Erzbischof bediente, was meine Frau auch that.

Der dienende Bruder hörte sie aufmerksam und mit sichtlicher Teilnahme an.

Von ihm erhielt sie den Rat, eine Stunde nach dem Gottesdienst zu kommen, wobei er ihr versprach, wenn sich Gelegenheit bieten sollte, von ihr mit dem Erzbischof zu sprechen.

Meine Frau befolgte den Rat und kam nach dem Gottesdienst wieder.

Genau zur bestimmten Stunde wurde sie vor den Erzbischof beschieden.

— Nun, was ist Euch denn schlimmes widerfahren? frägt sie der Erzbischof, indem er sie segnet.

Meine Frau erzählte ihm alles, was sie wußte, und verheimlichte nichts.

Der Erzbischof hörte sie aufmerksam an.

Als sie geendet hatte, schüttelte er den Kopf.

— Das ist ein schlimmer Fall, sagte er, aber geholfen muß werden. Ich habe Ihrem Mann diese Stelle angewiesen, weil sie keine leichte war, wenn ich aber gewußt hätte, daß er eine solche Frau hat, wie Sie, dann hätte ich ihm eine noch schlimmere Stelle angewiesen, sagte der Erzbischof lächelnd. Es muß geholfen werden . . . aber wie? Aus Ihren Worten ersehe ich, daß diese Angelegenheiten mich wenig berühren . . . ja fast gar nicht . . .

Der Erzbischof begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

— So wollen wir's thun! sagte er nach einigem Nachdenken. Ich werde Ihnen Beistand verschaffen, werde Ihnen nicht selbst, aber durch fremde Hände helfen. Ich werde Sie der Gemahlin des Gouverneurs empfehlen ... das ist eine aufrichtige und brave Frau ... sie wird Sie anhören und für Sie thun, was möglich ist. Setzen Sie sich und warten Sie eine Weile, bis ich Ihnen ein Brieflein geschrieben habe.

Meine Frau setzte sich und der Erzbischof begann einen Brief zu schreiben.

Nachdem er ihn geschrieben, reichte er ihn meiner Frau.

— Nehmen Sie das und lassen Sie sich in meinem Namen anmelden!

Meine Frau wollte ihm zu Füßen fallen, aber er verhinderte sie daran.

— Danken Sie mir, wenn alles gut abgelaufen ist, sagte er, jetzt ist es zum Danken zu früh.

Dann erkundigte er sich nach mir.

— Nun, und Ihr Mann, sagte er, hat nicht den Mut verloren?

— Ein wenig, erwiderte meine Frau.

— Das ist nicht gut, sprach der Erzbischof. Er

ist jung, er darf nicht den Mut verlieren. Obwohl ich alt bin, wie Sie sehen, so lasse ich doch nie den Mut sinken. Er mag recht oft Messe lesen, das stärkt den Geist mehr als alles andere. Wenn alle Menschen gut wären, hätte Christus nicht sein Leben der Welt zum Opfer gebracht. Wo Menschen sind, dort ist auch das Böse, und gegen das Böse sind die besten Mittel Gebet und Glaube. Sagen Sie also Ihrem Mann, er solle nicht den Mut sinken lassen ... und im nächsten Sommer komme ich, so Gott will, selbst nachsehen, wie er seines Amtes gewaltet hat ... Jetzt aber leben Sie wohl, Gott segnet Sie!

Und der Erzbischof segnete meine Frau.

— Dies aber, sagte er, indem er an den Tisch trat und von ihm ein kleines Heiligenbild nahm, dies überbringen Sie Ihrem Mann mit meinem Segen. Sobald er seinen Mut sinken fühlt, mag er dieses Bildchen ansehen und meiner gedenken ... und ich werde ihn nicht vergessen: ich werde für ihn beten und ihm beistehen soviel ich kann.

Mit Thränen in den Augen und tief gerührt verließ meine Frau den Erzbischof.

— Gott verläßt uns nicht, er ist mit uns, sprach sie zu sich, als sie sich zum Hause des Gouverneurs begab.

Dort angekommen, trat sie in das Haus und hatte soeben die Vorhalle betreten, als hinter ihr die Thür geräuschvoll geöffnet wurde und sie eine Frau eintreten sah.

Die Frau sah meine Frau an.

— Was wünschen Sie, Mütterchen? fragte sie.

— Ich will zur Gemahlin des Gouverneurs, sagte meine Frau.

— Seien Sie willkommen! sagte jene. Ich bin die Frau des Gouverneurs ... Führen Sie sie in meine Zimmer! sagte sie zu einem Diener.

Meine Frau folgte ihrem Führer.

Fünf Minuten später erschien die Frau des Gouverneurs, und sie überreichte ihr den Brief des Erzbischofs.

Sie las den Brief.

— Kommen Sie in mein Zimmer, sagte sie, und erzählen Sie mir alles, was Sie zu sagen haben!

Meine Frau trat in das Nebenzimmer.

— Setzen Sie sich ... wünschen Sie Thee, Kaffee ... vielleicht möchten Sie etwas essen? ... Warten Sie, ich werde Ihnen ein kleines Frühstück reichen lassen ...

Die Frau des Gouverneurs klingelte und erteilte

dem Diener Befehl, für meine Frau ein Frühstück herzurichten.

— Nun, sagte sie, zur Sache!

Und sie setzte sich neben meine Frau.

Meine Frau begann ihre Erzählung.

— Warten Sie, sagte plötzlich die Frau des Gouverneurs. Mir kommt ein Gedanke ...

Und sie klingelte aufs neue.

— Ist der Fürst zu Hause?

— Ja, erwiderte der Diener.

— Bitten Sie ihn, sich zu mir zu bemühen!

Jetzt erst erfuhr meine Frau, daß unser Gouverneur ein Fürst ist.

Nach fünf Minuten trat ein ziemlich junger Mann von freundlichem Äußern, in schwarzer Kleidung, ein.

Meine Frau erhob sich, verbeugte sich, und auch er verneigte sich sehr freundlich.

— Was willst Du? fragte der Gouverneur seine Frau.

— Setze Dich hierher und höre ... das ist die Frau des Geistlichen in Ju ... ki ...

Und sie nannte meinen Namen.

— Wird es lang dauern? Wenn ja, so habe ich jetzt keine Zeit, sagte der Fürst.

— Nein, nicht lang, erwiderte die Fürstin.

Der Fürst setzte sich.

So schüchtern meine Frau auch war, so erzählte sie doch alles so, wie sie es dem Erzbischof mitgeteilt hatte.

Als sie zu Ende war, sagte die Fürstin dem Fürsten etwas in französischer Sprache.

Der Fürst antwortete ihr in derselben Sprache.

— Und alles das war wirklich so, wie Sie erzählen? fragte mich der Fürst.

— Alles, Euer Erlaucht, bis zu den geringsten Einzelheiten, erwiderte meine Frau.

— Gut! sagte der Fürst und schrieb etwas auf ein Blatt Papier, das er vom Tische der Fürstin genommen hatte. Sie können heimkehren, ich werde die nötigen Anordnungen treffen . . . und ich bitte Sie, wenn Sie heimkehren, niemandem zu sagen, daß Sie bei mir waren und mich gesprochen haben.

— Zu Befehl, Euer Erlaucht! sagte meine Frau.

— Und jetzt bitte ich Sie, sich zu dem und dem zu begeben . . .

Der Gouverneur nannte ihr den Namen.

— Er wird Sie über alles befragen, was nötig ist.

Dann zog sich der Fürst zurück.

Die Fürstin entließ meine Frau nicht früher, als bis sie das Frühstück zu sich genommen hatte, und fragte

sie noch nach verschiedenen Einzelheiten unserer Lebensweise.

Eine freundlichere, liebenswürdigere und gütigere Frau kann man sich, wie meine Frau sagte, kaum vorstellen.

Ermutigt, gestärkt und erfreut durch einen so freundlichen Empfang dankte meine Frau der Fürstin herzlich und begab sich dann zu dem Herrn, an den der Gouverneur sie gewiesen hatte.

Man führte sie in ein Kabinett in dem Nachbarhause.

Am Tische saß ein Herr in mittleren Jahren mit ärgerlicher Miene.

— Was gewöhnt Ihr Euch an, hierher zu kriechen? sagte er zu meiner Frau. Wir haben auch ohne Euer Geschwätz genug zu thun.

Mein Frau schwieg.

— Treten Sie näher! sagte er.

Meine Frau trat näher.

Er begann sie nach allem zu fragen, was sie dem Gouverneur mitgeteilt hatte.

Dieser Herr ging, wie meine Frau erzählte, sehr grob mit ihr um und war offenbar kein Freund der Geistlichkeit, aber er schrieb alles mit großer Genauigkeit auf.

— Sagen Sie mir nur, fragte er meine Frau, was Ihrem Mann eingefallen ist, daß er Predigten hält!

— Wie soll er das nicht . . . deshalb ist er ja Geistlicher, erwiderte meine Frau.

— Durchaus nicht deshalb. Seine Aufgabe ist, die gottesdienstlichen Handlungen zu verrichten, nicht aber Predigten zu verfassen und das Volk aufzuregen. Alle unsere Popen wollen sich jetzt auf Philarets aufspielen, und wenn jeder spricht, was ihm einfällt, dann wird man das Volk auch mit Militär nicht niederhalten können.

Meine Frau schwieg.

— Und Sie treiben ihn wohl noch dazu an? fragte er.

— Ich mische mich nicht in die Amtsangelegenheiten, erwiderte meine Frau.

— Sie mischen sich nicht darein? Und weshalb sind Sie hierhergekommen? In welcher Angelegenheit? Klatschereien und Geschwätz — das ist Euere Sache! sagte er mit sichtlichem Mißvergnügen.

Meine Frau schwieg wieder.

Als er alles aufgeschrieben hatte, wandte er sich zu ihr.

— Sonst haben Sie nichts zu sagen?

— Nein!

— Nun, Gott Lob, jetzt können Sie gehen . . . oder nein . . . warten Sie noch ein wenig . . . setzen Sie sich . . .

Der Beamte schien über etwas nachzudenken.

— Wie ist das? sagte er, indem er sie mit seinen schwarzen Augen durch die Brillengläser scharf ansah. Sie haben mit diesem Lehrer Skorlupow gesprochen?

— Nein, dazu hatte ich keine Gelegenheit.

— Keine Gelegenheit? Nun, und was ist Ihre Meinung von ihm: ist er in der That ein schlechter Mensch?

— So schlimm als möglich, erwiderte meine Frau.

— Wirklich? Warum glauben Sie das?

Meine Frau begann es ihm auseinander zu setzen.

— Das sagen Sie nach den Äußerungen Ihres Mannes? . . . Und wenn Ihr Mann gelogen hat? Was dann?

Meine Frau schwieg.

— Nein, antworten Sie mir nur: Wie ists, wenn Ihr Mann das alles ersonnen hat, was ja vorkommen kann! Nun, jener hatte eine Schule eröffnet, da kam Ihr Mann und wollte auch eine Schule einrichten . . . ein Kaufmann verdrängt den andern . . . das ist Geschäftsgebrauch. Der zuletzt Gekommene sucht den zu grunde zu richten, der früher einen Laden eröffnet hatte.

Da hielt es meine Frau nicht länger aus.

— Schämen Sie sich, sagte sie, einen Geistlichen so vor seiner Frau zu beschimpfen. Wir haben uns ohne Sie genug abgequält.

— Und wer sagt Ihnen, daß Sie mich mit Ihren Erzählungen nicht gequält haben, he? Woher wissen Sie das? Ich sitze hier ruhig bei meiner Arbeit, und plötzlich kommen Sie, und noch dazu vom Gouverneur, und erzählen mir so entsetzliche Sachen, vor denen einem übel werden könnte. Ich will Ihnen etwas sagen: ich liebe, offen gestanden, die Popen überhaupt nicht; es ist sehr kriecherisches oder sehr unruhiges Volk. Wie Eure Erzpriester darüber denken, das kümmert mich nicht, ich aber denke: was ein echter, guter Pope sein will, der schickt seine Frau nicht zu der Frau des Gouverneurs; Weiber sollen ihre Nasen nicht in Popenangelegenheiten stecken, und noch weniger sollen sie sich mit ihrer Zunge darein mischen. Wenn man Pope ist, muß man seine Angelegenheiten selbst ordnen, selbst dulden, selbst kämpfen, dafür wird ihnen auch ein Segen zuteil, der unser einem nicht zuteil wird. Stellen Sie sich vor, daß alle Popen ihre Frauen zum Gouverneur senden werden . . . und zur Frau des Gouverneurs mit Klagen und Verleumdungen gegen diesen und jenen . . . dann wird morgen nicht ein einziger Gouverneur mehr auf seinem

Posten bleiben. Die Popen, meine gute Frau, sind bei uns eine ägyptische Pestbeule . . . hören Sie? . . . Leben Sie wohl!

Und der Beamte erhob sich, packte die Papiere zusammen und verließ das Zimmer.

Als meine Frau mir das erzählt hatte, versank ich in Nachdenken.

— Weißt Du was, sage ich, er war zwar grob, aber er hat Dir die Wahrheit gesagt. Du durftest nicht in die Stadt fahren und Klagen überreichen. Unsere Aufgabe ist nicht, zu klagen, sondern geduldig zu ertragen. Und wie viel Unannehmlichkeiten stehen uns infolge Deiner Klage noch bevor.

Meine Frau sann nach.

— Nein, sagte sie, als ich in die Stadt fuhr, war mein Gewissen ruhig . . . Gott leitete mich, das fühlte ich die ganze Zeit. Wenn die eigenen Kräfte nicht zulangen, bedarf es fremder . . . es ist nicht unsere, sondern Gottes Sache.

— Ja, so ists, sage ich, aber wie oft hat Gott geboten, dem Nächsten ins Gewissen zu reden, bevor man hingeht und ihn dem Oberhaupt der Kirche anzeigt! Wir sind jung, unsere Kräfte würden ausreichen. Da sieht man ja, wie der Herr alles lenkt: dieser Lehrer schien den höchsten Gipfel der Macht, des Ruhmes und

der Ehren erreicht zu haben, da stürzte ihn der Herr von seiner Höhe herab, ohne das geringste Zuthun von unserer Seite.

— Nein, sagt meine Frau, ich stimme mit Dir nicht überein. Du hast gethan, was Du konntest. Nicht Du hast mich nach der Stadt gesandt, sondern ich bin aus eigenem Antrieb hingefahren. Es war mein Gedanke, nicht der Deine . . . und diesen Gedanken hat mir Gott eingegeben. Und jetzt laß uns Gott danken!

Wir beteten gemeinsam zu Gott.

Nach dem Gebet kam der Vater Diakon zu uns. Seine Miene war wie sonst höchst besorgt und gewissermaßen geheimnisvoll.

Nachdem er uns begrüßt hatte, setzte er sich.

— Er ist gestürzt, sagte er, und aus solcher Höhe!

Ich lächelte unwillkürlich, als ich den Ausdruck bemerkte, mit dem der Vater Diakon diese Worte sprach.

— Ja, er ist gestürzt, sage ich. Und Ihnen ist nicht leid um ihn?

— Nein, mir ist nicht leid um ihn, weil dieser Mensch selbst kein Mitleid kannte, weder gegen Menschen, noch gegen Tiere.

— Und welch ein Blendwerk war die Prüfung! sage ich.

— Es stehen noch andere Blendwerke bevor.

— Wieso stehen sie noch bevor?

— Nun so . . . dieser Mensch fängt jetzt erst zu leben an. So lange es dem Menschen gut geht, Batjuschka, befindet er sich noch in der Kindheit oder im Alter der Dummheit, aber wie der erste Mißerfolg kommt, da fängt er erst an, mannbar zu werden.

Es schien mir ein tiefer Sinn in diesen schlichten Worten des Diakons zu liegen.

— Sie haben ihn ja abgefaßt, wie man einen Vogel fängt . . . er fliegt dahin . . . husch, ist er gefangen und alles ist zu Ende. Wenn sich aber das Vögelchen in eine Schlange verwandelt und durch das dichte Gras zu schleichen beginnt, daß sie unbemerkt herankommt und sticht . . . das ist garstig. Einst unterhielten wir uns mit ihm. „Ich langweile mich," sprach er zu mir. „Und ich dachte," erwiderte ich „daß Sie in fröhlicher Stimmung sind." — „Nein, ich langweile mich, weil die Menschen dumm und das Glück mir hold ist. Wären die Menschen gescheidter und würde mich Euer Herrgott zweimal gehörig anspornen, dann würde ich noch klüger werden." Und dieser Wunsch ist ihm erfüllt worden, schloß der Vater Diakon.

— Sie denken also, daß er nicht gestürzt ist? sage ich.

— Vollkommen? Mit der Wurzel ausgerissen? Nein! Er hat noch viel vor sich!

Wer hätte diesen schlichten Diakon für einen Propheten gehalten?

## XXVI.

### Der Gouverneur schickt einen Beamten.

Am folgenden Tage, gegen Mittag, kam in unser Dorf ein Beamter mit besonderen Aufträgen des Gouverneurs.

Das ganze Dorf geriet in Aufregung, und Angst bemächtigte sich aller, wie ich nachher erfuhr.

Der Stanowoi-Pristaw kam zu mir gelaufen und ersuchte mich im Auftrage dieses Beamten, zu ihm zu kommen, was ich auch ungesäumt that.

— Zeigen Sie uns nur nicht an, Batjuschka, sagte der Stanowoi.

— Ich glaube, sage ich, daß ich keine Veranlassung haben werde, von Euch zu reden.

— Es wäre gut, wenn es so wäre, erwiderte der Stanowoi. Wenn jetzt etwas geschieht, ist stets die Polizei schuld. Haben Sie also die Gewogenheit, Batjuschka, nichts gegen mich auszusagen . . . und wenn

er sich nach der Polizei erkundigen sollte, Batjuschka, so legen Sie ein gutes Wörtchen für uns ein.

— Nun, Sie verlangen viel von mir, Verehrtester. Anzeigen mag ich Sie nicht, aber Sie zu loben habe ich wahrlich keine Veranlassung. Sie hatten mich ja, wie man so sagt, völlig der Willkür der hiesigen Machthaber überliefert.

— Ach, was sind das für Machthaber! Die Macht ist jetzt offenbar bei Ihnen, Batjuschka, erwiderte der Stanowoi mit demütigem und kriecherischem Lächeln.

— Es wäre an der Zeit, daß Gott Ihre Worte zur Wahrheit werden ließe. Wir haben schon viel durch die Gesetzübertreter gelitten.

— Auch wir müssen viel erdulden, Batjuschka. Wir beziehen nur einen kleinen Gehalt und müssen doch für die Ordnung haften. Es sind ja wohl brave Leute, aber, wie man sagt, ohne alle Disziplin. Erbarmen Sie sich meiner, Batjuschka, und verlassen Sie mich nicht! Ich bin ja in Wirklichkeit, Batjuschka, vollständig auf Ihrer Seite, nehme an allem, was Sie betrifft, wie man sagt, Anteil, und wie oft wollte ich schon die Taugenichtse entlarven, weil mein Herz nicht an ihnen hängt.

Ich führe diese Äußerungen an als Beweis dafür, wie schnell unter dem Einfluß des geringsten Wechsels

der Sachlage schwache Leute, denen die Gewalt anvertraut ist, sich auch ihrerseits ändern.

Am überraschendsten und unangenehmsten war mir dies seitens des Herrn Tsch—rew,[1] der mich bald nach dem Stanowoi besuchte.

Er tritt ein und kommt auf mich zu, um den Segen zu empfangen.

— Segnen Sie mich, Batjuschka! sagte er.

— Lassen wir diese Komödie! sage ich. Der Geistliche erteilt den göttlichen Segen denen, die ihn darum bitten, aber Komödianten, die mit ihm nur ihr Spiel treiben, kann er ihn nicht erteilen ... Was ist Ihnen gefällig?

Wir setzten uns.

— Wie ich schon gestern das Vergnügen hatte, Ihnen mitzuteilen, Batjuschka, muß ich mich Ihnen gegenüber entschuldigen ... ich habe Sie beleidigt, das bekenne ich ... ich war blind ... doch was konnte ich thun? ... jetzt durchschaue ich alles.

— Der Gendarm hat wohl Ihre Blindheit geheilt? sage ich.

— Nein, nicht der Gendarm, sondern das Geschick, Batjuschka. Ich sah, wohin ich ging, erkannte, daß der Pfad gefährlich war, und ich kehrte um. Besser spät als niemals. Gott hat mich gerettet.

Stellen Sie sich vor, daß dieser elende Mensch diese Worte in so aufrichtigem Tone sprach, daß man unmöglich Zweifel hegen konnte, und daß er mir dabei gerade ins Gesicht blickte.

— Mißbrauchen Sie den Namen Gottes nicht, sagte ich ... und wir schieden.

Der Beamte, den der Gouverneur hergesandt hatte, war im Hause eines der reichsten „Verbündeten", des Kirchenältesten, abgestiegen.

— Das ist schlimm! dachte ich, als ich mich dem Hause näherte.

Bei der Einfahrt stand ein Polizeidiener.

Ich ließ mich anmelden.

Man führte mich in ein reich ausgestattetes Empfangzimmer.

Bald darauf trat ein noch sehr junger Mann ein.

Ich stehe da und frage mich: Ist das etwa der Gouvernementsbeamte?

Es stellte sich heraus, daß er es wirklich war.

Er kam mir sehr freundlich entgegen, ergriff mich bei der Hand und führte mich zu einem Sitz.

— Sie sind der Geistliche dieses Dorfes? fragte er.

— So ist's, erwidere ich.

— Es freut mich sehr, Sie kennen zu lernen. Der Gouverneur hat mich hergesandt, um zu erfahren,

was bei Ihnen vorgeht. Sie haben, wie es scheint, eine Klage eingereicht. Irgend ein Nihilist hatte sich bei Ihnen niedergelassen und allerlei Unordnung angerichtet. Seien Sie so gütig und erzählen Sie mir, worüber Sie sich namentlich beschweren.

— Ja ich beschwere mich jetzt eigentlich über gar nichts mehr, sage ich, da man Gott Lob diesen Lehrer uns abgenommen hat und das Übrige mich sozusagen nicht unmittelbar berührt, weil ich, wie ich selbst einsehe, dem Übel hier nicht steuern kann ... unter dem Volk herrscht eine überaus große Ungebundenheit der Sitten, das ist die Hauptsache.

— Ja, aber wir können sie durch Strenge im Zaume halten, sagte der junge Beamte.

— Das ist schwer, sage ich. Durch Verordnungen bessert man die Sitten nicht. Sehen Sie nur, wer die Ursache alles Übels ist: unsere reichen Leute, sozusagen die hiesigen Tonangeber, und es ist hier niemand zu finden, der es mit ihnen aufnähme.

— Ich muß Ihnen erklären, sagt der junge Mann, daß es für mich keinen Unterschied zwischen reichen und nicht reichen Leuten giebt; ich kann selbst diese betrügerischen Kaufleute nicht leiden, und wenn es nötig sein sollte, mit ihnen fertig zu werden, seien Sie unbesorgt ... ich werde mit ihnen bald fertig sein.

— Beachten Sie übrigens eins, sage ich: Sie belieben ja zum Beispiel selbst der Gast eines der hiesigen schlechten Menschen zu sein.

— Ja, ich weiß das, doch ich kann Sie versichern, daß mich das nicht im geringsten hindert, leidenschaftslos, gerecht und insbesondere streng zu sein. Ich bin besonders deshalb hier abgestiegen, weil der Gouverneur hier abzusteigen pflegt, doch seien Sie in dieser Beziehung unbesorgt, ich werde keine Nachsicht üben. Seien Sie also so gütig und erzählen Sie mir alles, was Sie gegen sie vorzubringen haben, mit der größten Offenheit.

Durch die jüngste Erfahrung belehrt, erzählte ich nur den Vorfall mit dem Mädchen Podarkowa und dem frühern Wolost-Schreiber, indem ich ihn bat, wenn es möglich sei, etwas zur Erleichterung ihres Loses zu thun, obwohl ich, offen gestanden, selbst keine Vorstellung von dem hatte, was er etwa in dieser Hinsicht thun könnte.

— Sehr gut! sagte der junge Mann. Wir wollen das sofort erledigen.

Und er klingelte.

Ein Soldat trat ein.

— Den Stanowoi holen! sagte er.

— Entschuldigen Sie, entschloß ich mich nach dem Abgang des Soldaten zu dem jungen Mann zu sprechen,

aber ich glaube, daß diese Angelegenheit kaum durch den Stanowoi erledigt werden kann, denn soviel ich davon verstehe, können die Leute, welche das Erbe Podarkows sich aneignen wollten, das Recht auf ihrer Seite haben, sie werden sagen, daß das Mädchen krank, eine Waise sei .. und die Geschichte hat ein Ende. So viel mir scheint, müßten Sie unmittelbar gegen diese Leute vorgehen und den hiesigen Friedensrichter als Beistand heranziehen ... es ist offenbar ein braver Mann.

— Nein, wozu soll ich mich noch mit Friedensrichtern einlassen! Der Stanowoi erhält seinen Auftrag und wird alles ausführen. Ich weiß ja, wie dergleichen gemacht wird, ich habe Gott Lob genug solche Fälle gesehen und werde es ihnen auch sagen ... Doch vorerst muß man den Stanowoi gegen sie senden.

In diesem Augenblick trat der Stanowoi ein.

— Was ist Euer Erlaucht gefällig? fragte der Stanowoi mit nicht ganz ruhiger Miene.

— Folgendes, Verehrtester! sagte der mit „Erlaucht" Angeredete, der sich als der Fürst Nilowskij erwies. Sorgen Sie dafür, daß noch heute ... hören Sie? heute! ... diese Geschichte erledigt wird ... wie nannten Sie das Mädchen? wandte er sich an mich.

— Die Tochter des Kaufmanns Podarkow, sage ich.

— Ja, Podarkow! ... Ich höre, daß man sie für

verrückt erkärt, wahrscheinlich mit der Absicht, sie zu berauben.

— Durchaus nicht! sagte der Stanowoi.

— Ich bitte! Kein „durchaus nicht", sondern ja! Ich kenne solche Spitzbübereien der Kaufmannswelt.

— Ich erlaube mir, Euer Erlaucht zu berichten, daß ich sie gesehen habe. Sie ist in der That verrückt. Ich lüge nicht.

— Unsinn! sagte der Fürst nicht ohne Strenge im Ton. Alles das sind abscheuliche, betrügerische Abmachungen! Das Mädchen ist heute noch von ihrer Tante fortzunehmen und ihr ganzes Vermögen ihr zurückzugeben ... Hören Sie? Heute noch!

— Wenn das nur nicht schlimm endet, Euer Erlaucht, sagte der Stanowoi, weil bei ihnen bäuerische Einrichtungen gelten und nicht städtische. Es ist nicht gut, sich darein zu mischen, denn es ist, belieben Sie zu wissen, solches Volk, das deshalb noch an den Senat gehen wird.

— Ich fürchte niemanden. Was recht ist, muß man thun ... aber Eure Winkelzüge mag der Teufel holen. Verstehen Sie? rief der Fürst, der ein wenig in Hitze geriet.

— Zu Befehl, Euer Erlaucht. Wohin befehlen Sie, sie zu bringen?

— Wen denn?

— Das Mädchen Podarkowa.

— Wohin? ... In ihr Haus, nicht wahr? wandte sich der Fürst an mich.

Ich gab keine Antwort, denn alles das ging so rasch vor sich, daß ich nicht zur Besinnung kam.

— Zu Befehl! sagte der Stanowoi und ging.

Ich erlaubte mir nun, dem Fürsten aufs neue vorzustellen, daß das meiner Ansicht nach zu nichts führen und daß es wahrscheinlich nur neues Unheil auf den armen Schreiber und seine Braut herabbeschwören werde; und im stillen dachte ich auch an mich, aber das sprach ich nicht aus und begann ihn aufs neue zu bitten, sich der Sache unmittelbar anzunehmen und vor allem sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob das Mädchen Podarkowa verrückt sei oder nicht.

Zum Schlusse sagte ich ihm, daß er in bezug auf die hiesige Bevölkerung vorsichtiger sein müsse, denn es seien hier Leute, die, selbst wenn es ihm gelänge, alles durchzuführen, was zum Triumph der Wahrheit erforderlich sei, sich unbedingt dafür an ihm würden rächen wollen.

Der junge Fürst war offenbar ein zugänglicher Mensch. Er hörte mich ruhig an und schien von meinen Beweisgründen überzeugt zu werden.

— Sie glauben also, daß es besser sei, wenn ich es selbst in die Hand nehme?

Es war zu merken, daß er das nicht wollte, es war als ob er müde wäre ... und andererseits scheute er sich sichtlich vor der Verantwortlichkeit.

— Meiner Ansicht nach, Euer Erlaucht, sage ich, ist es unvergleichlich besser.

— Nun gut! sagte er und klingelte. Den Stanowoi zurückrufen! befahl er.

— Gott gebe, sagte ich, daß sich alles zum Besten wende!

— Ich muß Sie nur bitten, Batjuschka, mit mir zu dieser Tante zu kommen.

— Und ist es nicht besser ohne mich, damit man nicht sage, daß ich Sie anstifte?

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür.

— Der Hausherr wünscht Euer Durchlaucht zu sehen, meldete der Soldat.

Ich erriet, daß der Stanowoi bereits Gelegenheit gehabt hatte, dem Hausherrn etwas ins Ohr zu flüstern.

— Laß ihn eintreten! sagte der Fürst.

Herein trat der ehrenwerte Kirchen-Älteste mit ehrfurchtsvoller und frommer Miene.

— Was wünschen Sie? fragte der Fürst.

— Ich komme mit einer unterthänigsten Bitte,

sagte der Älteste. Machen Sie mich glücklich, Euer Erlaucht, und schlagen Sie mir dieselbe nicht ab!

— Um was handelt es sich?

— Wir gedachten uns an Euer Gnaden zu wenden, begann der Hausherr mit verstellter Schüchternheit. Es liegt in unserem Dorfe ein etwas verwickelter Fall vor, der wohl auch die Ursache ist, daß Euer Erlaucht zu uns zu kommen beliebten. Wir möchten nun Euer Erlaucht bitten, uns dabei an die Hand zu gehen, weil der Fall derart ist, daß aus ihm Schwierigkeiten erwachsen.

— Was ist das für ein Fall? fragte der Fürst ungeduldig.

— Es handelt sich um folgendes: Vor einigen Tagen starb einer unserer Kaufleute, Podarkow, ein vermögender Mann. Er hinterließ eine einzige Tochter. Unserem Batjuschka hier ist bekannt, wie es sich damit verhält. Gott weiß, was mit dem Mädchen los ist, die einen sagen, sie sei nicht bei Verstande, andere bestreiten es. Da dachten wir nun folgendes: Der Verstorbene hat ein großes Vermögen hinterlassen, man wird es verzetteln. Es hatte sich ein unzuverlässiger Mensch an das Mädchen herangemacht ... wir hatten ihn in seinem Beruf als Schreiber genügend kennen gelernt, was für ein Mensch er ist. Er hatte sich mit ihr ver-

lobt, jedoch gegen den Willen des Vaters. Nachdem wir nun zusammen beratschlagt, beschlossen wir folgendes: Ob sie bei Verstande ist oder nicht, das weiß Gott, wir werden einen Doktor kommen lassen, was dieser sagen wird, das wird wahr sein, bis dahin aber beschlossen wir, sie der Obhut ihrer Tante anzuvertrauen. Sie mag bei ihr leben, und für das Kapital haben wir, wie es unter uns Gebrauch ist, einen Verwalter eingesetzt, für so lange, bis sie genesen sein wird und ihr Vermögen wird übernehmen können. Und wir haben daran darum ein besonderes Interesse, weil sich ein Testament des Verstorbenen vorgefunden hat, in dem gesagt ist, daß er vierzigtausend Rubel der Kirche und zu wohlthätigen Werken hinterlasse ... und da ich Kirchen-Ältester bin, so obliegt mir namentlich die Sorge für die nötigen Anordnungen.

— Entschuldigen Sie, sage ich, der Verstorbene hat auf meine Frage, ob er noch etwas zu sagen habe, oder vor seinem Tode ein Testament niederschreiben wolle, mir erwidert, er habe keine Veranlassung, ein Testament zu machen, da er alles seiner Tochter hinterlasse.

— Es ist aber ein Testament vorhanden, erwiderte kaltblütig der Älteste. Der Verstorbene hat es noch kurz vor dem Pfingstfest dem Wolost-Ältesten übergeben.

— Wo ist es denn? frage ich.

— Beim Ältesten befindet es sich.

— Was steht darin?

— Es steht darin nichts Besonderes. Es ist darin von diesen vierzigtausend Rubeln die Rede, und dann ist gesagt, daß der Verstorbene für den Fall, daß er vor der Großjährigkeit seiner Tochter sterben sollte, bestimmt, daß ich und der Wolost-Älteste bei ihr Vaterstelle vertreten.

— Und das Vermögen? frage ich.

— In bezug auf das Vermögen ist gesagt, daß wir es bis zu ihrer Verheiratung verwalten sollen.

— Bringen Sie das Testament her! sagte der Fürst.

— Zu Befehl!

Und der Kirchen-Älteste verließ das Zimmer.

— Herr mein Gott, sage ich, was für Menschen sind das! Das ist ja alles Lüge ... ein solches Testament war nicht vorhanden, es ist erst jetzt verfaßt worden, vielleicht gestern oder heute. O Gott, sage ich, die Sache nimmt einen sehr schlechten Verlauf. Hier muß man sehr vorsichtig zu Werke gehen.

Der Stanowoi kommt hereingestürzt.

— Sie beliebten nach mir zu verlangen? wendet er sich an den Fürsten.

— Ja, kommen Sie hierher!

Ich sehe, wie das Gesicht des jungen Fürsten sich verfinstert, als ob er zornig würde.

— Sie haben das, was ich Ihnen gesagt habe, jemandem mitgeteilt?

— Niemandem, Euer Erlaucht, niemandem!

— Sie lügen! Sie haben es dem Besitzer dieses Hauses mitgeteilt.

— Bei Gott, ich habe ihm nichts gesagt! Ich habe mich bloß bei ihm aufgehalten, weil ich ihn fragen mußte ... sie sind ja Testamentsvollstrecker.

— Und Podarkow hat ein Testament hinterlassen? fragte der Fürst.

— Wie denn, Euer Erlaucht ... gewiß! erwiderte der Stanowoi in überzeugungsvollem Ton.

— Woher wissen Sie das?

— Wie soll ich es nicht wissen, sie zeigten es mir ja, weil ich deshalb mit ihnen eine Unterredung hatte. Als die Unannehmlichkeiten mit Batjuschka entstanden, begann ich sie zu warnen. Laßt die ganze Geschichte fahren! sage ich. Mag sie heiraten, wen sie will .. und da zeigten sie mir das Testament.

— Warum haben Sie mir früher nichts von dem Testament gesagt? fragte ich den Stanowoi.

— Ich wußte nichts davon. Ich bitte Sie, wie kann ich mich in ihre Angelegenheiten mischen!

— Sie haben aber doch ein Verzeichnis der Hinterlassenschaft aufgenommen, sage ich.

— Ja.

— Und dabei hat man Ihnen nicht gesagt, daß ein Testament vorhanden sei?

— Nein.

— Und Sie suchten das nicht zu erfahren?

— Was geht mich das an? Sie haben ihre eigenen, bäuerischen Einrichtungen.

— Und Sie sind überzeugt, daß das Testament nicht gefälscht ist? frägt ihn der Fürst.

— Wiederum, Euer Durchlaucht, kann ich nichts Bestimmtes sagen. Sie belieben ja selbst zu wissen was für Einrichtungen in der Wolost bestehen.

— Verschonen Sie mich nur mit den bäuerischen Einrichtungen! sagte der Fürst, der sichtlich über alles das aufgebracht war.

Auch ich war sehr erregt, denn es konnte kein Zweifel aufkommen, daß diese letzte List der Verbündeten schlimmer war als die früheren, und der Verstand strengte sich vergebens an bei der Lösung der Frage: Was ist da zu thun?

Doch Gott ließ offenbar weder uns ohne seinen

Schutz, noch verschonte er jene mit seinem Zorn, denn dieser Tag, der ein Siegesfest ihrer verbrecherischen Absichten zu werden schien, wurde zu einem Tag der Niederlage der Verbündeten.

Wie alles das sich gestaltete, das war unfaßbar für den menschlichen Verstand, aber unermeßlich weise von der göttlichen Vorsehung angeordnet, dachte ich später, als ich alle diese Vorgänge in Gedanken an mir vorüberziehen ließ.

Während ich mich in der Gesellschaft des jungen Fürsten befand — eines jungen Mannes, der nicht nur keine Erfahrung in so schwierigen Angelegenheiten, sondern überhaupt keine Erfahrung hatte — war ich besorgt um ihn und um den Ausgang der Angelegenheit. Die Frechheit der Absichten der Verbündeten überraschte mich und ich fühlte mich wie in einem bösen Traum befangen. Es drückt und würgt etwas; man will erwachen, hat aber nicht die Kräfte dazu — genau so war es auch hier: die Lüge und die verbrecherische Handlungsweise lagen klar zu Tage, doch was ließ sich thun?

Einerseits war nach den bäuerlichen Einrichtungen keine Möglichkeit, in dieser Angelegenheit einzuschreiten; andererseits konnte dieser junge Mann bei all seinem gutmütigen Eifer nicht nur nichts thun, sondern es

hieß auch acht geben, daß er nicht selbst, sich zum Schaden, irgend eine voreilige Handlung begehe und selbst zur Verantwortung gezogen würde...

Doch gerade hier, in dieser wahrhaft verzweifelten Lage, zeigte sich Gott als unmittelbarer Lenker der Seinen und erwählte zum Rüstzeug seines heiligen Willens, wie das oft zu geschehen pflegt, Jünglinge an Vernunft, um sie den durch Bosheit und Vernunft Mächtigen gegenüberzustellen und diesen Jünglingen die Schleuder Davids zu geben, zur Besiegung Goliaths.

## XXVII.

## David besiegt Goliath.

Während wir uns zu dreien beisammen befanden — der Fürst, der Stanowoi Pristaw und ich — beobachtete ich das Gesicht des Stanowoi, das durch seine außergewöhnliche Beweglichkeit meine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Es schien, daß er entweder von Furcht ergriffen sei oder etwas Schlimmes ahne oder Gewissensbisse empfinde, vielleicht auch der Menge unvorhergesehener Vorfälle gedenke, die schwer auf ihm lasteten, und die er zu verhindern verpflichtet gewesen, aber nicht verhindert hatte.

Diese von mir bemerkte seltsame Beweglichkeit der Gesichtszüge des schweigsamen Stanowoi veranlaßte mich, mich dem Fürsten zu nähern und ihn zu ersuchen, den Stanowoi auf einen Augenblick zu entfernen, damit wir allein sein könnten.

Der Fürst ersuchte ihn, in das Nebenzimmer zu treten.

— Die Angelegenheit nimmt einen sehr schlimmen Verlauf, wandte ich mich an den Fürsten. Um Gottes willen, Euer Erlaucht, verzeihen Sie mir, wenn ich die Bitte wage, hier so viel als möglich kaltblütig zu sein. Aus dem Verlauf der Sache ist zu erkennen, daß diese Leute zu allem fähig sind. Beliebten Sie nicht die Unruhe in den Mienen des Stanowoi zu bemerken? Man ersieht aus allem, daß er manches weiß und daß er auch Sie fürchtet. Aber vor jenen fürchtet er sich nicht weniger. Mir scheint, daß jetzt hier alles von der Vorsicht abhängt. Es kommt mir vor, als würde derjenige siegen, der vorsichtiger sein wird.

— Was soll man Ihrer Meinung nach mit ihnen beginnen? Wenn sich das Testament bei ihnen vorfindet, dann sind ja diese Betrüger im Recht? sagte der Fürst ungeduldig.

— Ich erlaube mir, Euer Erlaucht folgendes zu raten: so viel mir scheint, müssen Sie vor allem den Untersuchungsrichter und den Friedensrichter kommen lassen.

— Nein, wir können ohne sie auskommen.

— Nein, Euer Erlaucht, glauben Sie mir: ohne sie ist es gefährlich, sich mit diesem Volk einzulassen,

denn man kommt nachher von ihnen nicht mehr los. Glauben Sie mir, Euer Erlaucht, lassen Sie sie holen ... es ist ja nicht weit.

Der Fürst — dem Herrn sei Dank dafür! — befolgte meinen Rat, schrieb die Einladungen und befahl, sie ohne Säumen zu bestellen.

Kaum waren die Briefe fortgeschickt, so vernahm man ein Geräusch, als ob sich ein Mensch in das Vorzimmer zu drängen suchte, und den Ausruf des zur Verfügung des Fürsten stehenden Soldaten: „Es ist nicht möglich!“ der mehrmals wiederholt wurde.

Der Fürst befahl dem Stanowoi, nachzusehen, was vorgefallen sei.

— Es ist Awdulin, erwiderte der Stanowoi. Er ist aus dem Gefängnis entwichen.

— Wer ist das? fragte der Fürst.

— Das ist derselbe, der hier Wolost-Schreiber war, der Bräutigam der Podarkowa, erwidere ich.

— Ein Spitzbube ist es, Euer Erlaucht, sagte der Stanowoi.

— Ich frage Sie nicht um Ihre Meinung, erwiderte der Fürst grob. Sehen Sie zu, daß Sie selbst keiner Spitzbübereien überwiesen werden.

Das Gesicht des Stanowoi nahm bei diesen Wor-

ten einen seltsamen Ausdruck an . . . es war, als ob er erschrocken wäre.

— Ich? fragte er mit scheinbar höchst erregter Stimme. Euer Erlaucht . . .

Er sprach plötzlich noch erregter.

— Ich habe damit nichts zu thun, weiß Gott! Ich bin an allem unschuldig . . . aber belieben Sie nur einzusehen, was für Leute das sind . . . was vermag man gegen sie?

— Und wenn Sie nichts damit zu thun haben, sage ich, warum nennen Sie Awdulin einen Spitzbuben? Wissen Sie etwa nicht, daß das nur Verläumdung ist?

— Er ist ein Spitzbube, so wahr ein Gott ist, er ist ein Spitzbube . . . er verstellt sich nur, erwiderte der Stanowoi. Sollte ich das etwa nicht wissen?

— Und was ist nach Ihrer Meinung der Besitzer dieses Hauses? frage ich.

Der Stanowoi schwieg, gleich als ob er über eine Antwort nachdächte.

— Er ist . . . ein zuverlässiger Mann, und der Gouverneur kennt ihn, sagte er endlich. Doch was kümmert er mich! Etwas Besonderes ist mir von ihm nicht bekannt . . . er ist sehr wohlthätig, das weiß ich seit langer Zeit, und in das Herz solcher Menschen kann man nicht sehen, das wissen Sie selbst, Batjuschka.

— Nun, wo ist denn dieser Schreiber? fragte der Fürst.

— Ich habe befohlen, ihn zurückzuführen, erwiderte der Stanowoi.

— Wohin?

— Er befindet sich ja in Haft, erwiderte der Stanowoi, auf Anordnung des Friedensrichters, wegen verschwundener Geldbeträge und Bücher. Befehlen Sie, ihn zurück zu bringen?

— Sofort zurück zu bringen! befahl der Fürst.

— Zu Befehl! erwiderte der Stanowoi und ging sehr schnell fort.

Von diesem Augenblicke an folgten die Begebenheiten einander mit erstaunlicher Schnelligkeit.

Während der Stanowoi fortging, kamen der Hausherr und der Wolost-Älteste Anfimow.

Der Fürst empfing sie sofort.

— Nun, haben Sie das Testament mitgebracht? fragte er.

Der Älteste kniet vor ihm nieder.

Der Fürst befiehlt ihm, aufzustehen.

— Euer Erlaucht, sagt der Älteste, nachdem er sich erhoben hatte, schützen Sie uns, man bedrängt uns arg ... alles wegen unseres Reichtums ... Wir lebten hier in Frieden und Wohlergehen, Klagen gab es nicht

... aber jetzt ... das niedere Volk ist sämtlich gegen uns aufgehetzt, sie wollen nicht arbeiten, von Gehorsam und Achtung vor der Obrigkeit wollen sie nichts mehr wissen ... man weiß nicht, was man thun soll. Wenn wir Räuber sind, so mag man uns verurteilen, wenn aber nichts gegen uns vorliegt, dann soll man uns nicht beschimpfen und nicht üble Nachreden über uns im ganzen Kreise verbreiten.

— Ja, wer ist es denn? Gegen wen führet Ihr Beschwerde?

— Wer es auch sein mag, erwiderte der Älteste, indem er sich mit dem Rockschoß eine Thräne abwischte, aber jetzt haben ehrbare Leute nichts als Kränkung und Schande zu erwarten ... schützen Sie uns, Euer Erlaucht!

Und der Älteste sank wieder auf die Kniee.

— Man mag mir diese Abzeichen abnehmen, Euer Erlaucht ...

Und er ergriff seine Ältesten-Kette und wollte sie vom Halse herabziehen.

— Ich bin ihrer unwürdig ... man mag sie mir abnehmen, ich gebe sie selbst hin ... denn mir fehlt die Kraft, unter dieser neuen Ordnung der Dinge zu leben ...

Und seine Thränen flossen reichlich.

Ich stand erstaunt vor solcher Schauspielerkunst eines schlichten Bauers, doch im nächsten Augenblicke hatte ich mich erholt und war wieder Herr meiner selbst.

— Euer Erlaucht, sage ich, ihre Klage richtet sich gegen mich ... ich bin ihr hauptsächlichster Beleidiger.

Der Fürst sah mich an und kam sichtlich aus der Fassung.

— Klagt mich doch vor Seiner Erlaucht an, sage ich ... ich werde mich rechtfertigen.

— Batjuschka, sagt der Älteste, indem er sich mir nähert, Sie beschuldigen wir nicht, weil Sie ein braver junger Mann sind, aber man hat Sie gegen uns aufgehetzt ... das wollen wir vor Gott und vor der himmlischen Königin auf unsern Eid nehmen ... sie haben Sie aufgehetzt, die Seelenmörder ...

— Wer ist das? frage ich.

— Sie wissen es schon selbst, Batjuschka, erwiderte der Älteste.

— Nein, ich weiß es nicht!

— Zum Beispiel, sagt der Älteste, dieser Awdulin. Ohne meine Güte wäre er nicht Schreiber geworden, Euer Erlaucht, sondern nach Sibirien gekommen ... es ist ein ganz lasterhafter Mensch ... ich habe ihn ja aus der Armut emporgezogen, habe ihn mit Wohlthaten

überhäuft, und er hat mir mit nichts anderem gelohnt, als mit allerlei Unsauberkeiten ...

— Was wollen Sie denn von mir? fragte der Fürst.

— Wir bitten unterthänigst Euer Erlaucht, uns zu unterweisen, was wir thun sollen, weil unsere Lage eine sehr schwierige geworden ist. Die Schule hat man uns geschlossen; die Arbeiter in der Fabrik sind eingeschüchtert, wollen von Arbeit gar nichts mehr wissen, große Erregung herrscht überall. Und wir Kaufleute können bei solchen Zuständen nicht leben. Wenn uns irgend eine Schuld trifft, mag man uns vor Gericht stellen, aber wenn wir unschuldig sind, soll man uns in unserem Berufe nicht stören ... Wir wissen ja alle, was bei uns vorgeht. Da beliebten zum Beispiel Sie zu uns zu kommen, Euer Erlaucht, und das Volk spricht, daß Sie gekommen seien, um Gericht über uns abzuhalten, und daß man uns in Ketten legen will ... und alles das darum, weil seine Frau — er wies auf mich — zum Gouverneur gefahren ist und bei ihm Klage erhoben hat ... Klage gegen niemand andern als gegen uns.

Ich sah den Fürsten an und bemerkte, daß alle diese Reden schon einen Eindruck auf ihn auszuüben begannen.

Er war wankend geworden.

— Was kann ich denn für Sie thun? fragte er. Ich weiß es wahrhaftig nicht.

— Sie wollen, Euer Erlaucht, daß ich diese Gemeinde verlasse, sagte ich, das wollen sie.

— Das geht mich nichts an, erwiderte der Fürst. Was wollen Sie aber insbesondere von mir?

— Wir haben Euer Erlaucht etwas unter vier Augen mitzuteilen, sagte der Hausherr in kühnerem Ton.

Ich hatte das vorausgesehen.

Des Fürsten Ansichten waren schon fast erschüttert. Sie mußten diesen Augenblick benutzen, um ihn, wenn nicht vollständig zu ihrem Vorteil umzustimmen, so doch wenigstens gegen mich aufzubringen.

Ich begriff die Verwirrung des Fürsten.

Was blieb mir in diesem Augenblick zu thun übrig?

Ich sandte in Gedanken ein kurzes Gebet zu Gott dem Herrn empor.

— Ich bin Euer Erlaucht in keiner Weise mehr nötig, sage ich. Gestatten Sie mir, mich zu verabschieden?

— Nein, sagt plötzlich der Fürst. Ich brauche Sie noch. Ich bitte Sie, zu bleiben, und wenn sie mir

etwas mitzuteilen haben, mögen sie es in Ihrer Gegenwart thun.

— Es ist eine Staatsangelegenheit! sagte der Hausherr.

Darauf ersuchte der Fürst den Hausherrn und den Ältesten, in das Nebenzimmer zu treten und folgte ihnen selbst dorthin, indem er mich ersuchte, ein wenig zu warten.

— Die Spitzbuben! sagte er im Fortgehen.

Ich wußte sehr wohl, daß die Staatsangelegenheit nichts anderes war als eine Klage gegen mich.

In diesem Augenblick kam der Stanowoi zurück.

— Ist das ein Volk, o du mein Gott! sagte er im Eintreten, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte.

— Nun, was giebt's? sage ich. Haben Sie Ihren Gefangenen mitgebracht?

— Er ist entwischt, sagte der Stanowoi, fortgelaufen, der Teufel weiß wohin ... die Spitzbubenseele! Ich habe ihm Leute nachgesandt.

— Wie?

Unwillkürlich blickte ich dem Stanowoi ins Gesicht. Er hielt meinen Blick nicht aus und wandte sich ab.

— Wie ist er entwischt? wiederhole ich.

— Der Wache ist er entwischt, der Elende . . .

wie sie ihn zurückführten, brannte er durch ... Sibirien wird ihm nicht mehr entgehen, diesem Schelm!

— Und Sie sprechen die Wahrheit?

— Gott ist mein Zeuge, Batjuschka. Ich werde doch nicht meinen Vorgesetzten belügen.

Der Eintritt des Fürsten mit seinen beiden Gästen unterbrach unsere Unterredung.

— Es ist gut, sagte der Fürst. Gehen Sie!

Sie begannen sich zurückzuziehen.

— Und beliebten Sie das Testament abzuverlangen? fragte ich den Fürsten.

— Ja, sie zeigten es mir ... es ist ein Testament, wie sie bei Bauern üblich sind.

— Werden Sie es nicht behalten? fragte ich.

— Nein, ich brauche es nicht ... Gehen Sie! wiederholte er, zu den Gästen gewandt. Und seien Sie ruhig, was ich thun kann, das werde ich thun.

In diesem Augenblick trat der Stanowoi vor und meldete die Flucht Awdulins.

Der Fürst runzelte die Stirn und sah mich an.

Ich verstand diesen Blick.

— Sehen Sie? wollte er mir sagen. Und Sie sind mit Leib und Seele für ihn eingestanden!

— Es ist gut! sagte er laut. Ich werde Sie rufen lassen, wenn ich Sie brauche. Und jetzt treffen Sie

Anordnungen, daß der Flüchtling sofort aufgesucht werde. Wenn er gefunden wird, soll er zu mir geführt werden.

— Zu Befehl!

Und der Stanowoi, dessen Mienen sich aufgeheitert hatten, flog fast zum Zimmer hinaus.

Wir blieben allein.

Der Fürst zündete eine Cigarre an und bot mir freundlich gleichfalls an.

Da ich aber nicht rauche, lehnte ich es ab.

— Ich begreife von alledem ganz und gar nichts, begann der Fürst. Wenn ich diese Leute anhöre, sind sie im Recht, und wenn ich Sie höre, muß ich Ihnen Recht geben. Da soll sich der Teufel zurecht finden! Nur eins begreife ich: sie hassen Sie sehr, Batjuschka, und versichern, daß Sie die Armen gegen die Reichen aufhetzen, und weiß der Teufel, was sie noch zusammengeredet haben. Alles das ist selbstverständlich Unsinn, aber ich muß mich doch fragen: was verlockt Sie denn, hier zu bleiben? Bitten Sie den Erzpriester, daß er Sie in eine andere Gemeinde versetze ... Sie werden ja diese Leute doch nicht bessern ... das sind Spitzbuben und Wucherer, gegen sie kommt man nicht auf.

— Man mag mich von hier abberufen, erwiderte ich, und wenn es dem Erzbischof gefällig ist, so geschehe

sein Wille ... aber, Euer Erlaucht, ich darf nicht selbst fortgehen. Es wird noch viel Unannehmlichkeiten geben, aber es ist ja nicht das Böse allein mächtig, auch Gottes Macht wirkt auf Erden, und wenn nicht heute, so wird sie sich morgen zeigen ... Ich habe mein Amt kaum angetreten. Zum Kampf mit dem Bösen fehlt mir nicht die Kraft.

— Der Kampf ist etwas sehr Schönes, Batjuschka, aber lohnt es sich, mit Spitzbuben sich herumzuschlagen?

— Es lohnt sich, Euer Erlaucht, es lohnt sich wahrlich. Wir haben sie ja fast schon gefangen.

— Wieso gefangen? Wir werden nichts gegen sie vermögen. Ich kenne diese Bauerngeschichten in Dörfern wie Ihres, Batjuschka ... man kommt an und fährt ebenso fort wie man gekommen ist.

— Nein, Euer Erlaucht, Sie belieben unnütz zu verzagen. Glauben Sie mir, ihnen ist nicht wohl zu Mute. Das Testament ist gefälscht ... daß Awdulin entlaufen ist, ist eine Lüge.

— Wieso eine Lüge?

— Ja, eine Lüge, Euer Erlaucht, glauben Sie mir, daß es eine Lüge ist. Sie wollten ihn nicht zu Ihnen lassen, darum ergriffen sie ihn sofort, wie er sich befreit hatte, um zu Ihnen zu gehen.

— Nun, sehr schön! ... Aber das Testament? Wodurch wollen Sie beweisen, daß es gefälscht ist?

— Dadurch, daß wir die Unterschriften vergleichen. Es ist eine grobe Fälschung. Beliebten Sie die Unterschrift anzusehen?

— Nein, hol' mich der Teufel, das habe ich vergessen ... nun, alles eins!

Der Fürst klingelte.

In diesem Augenblick erscholl ein durchdringendes Geschrei von der Straße her, gerade so, als ob jemand um Hilfe riefe.

Der Fürst und ich traten ans Fenster.

Ich sah, wie drei Männer den alten Philipp in der Richtung vom Hause weg irgend wohin schleppten.

Der Fürst sandte den Soldaten fort, um zu fragen, was das bedeute.

Gewiß wieder etwas nicht Gutes, sage ich. Dieser Alte war gewiß auf dem Wege hierher.

— Den Alten hierher bringen! rief der Fürst dem Soldaten nach.

Der Alte wurde befreit.

Er erschien in dem Zimmer, in dem wir standen, und fiel dem Fürsten zu Füßen.

Der Fürst hob ihn freundlich auf.

— Wohin hat man Dich geschleppt? fragte er.

Im ersten Augenblick gab der Alte keine Antwort. Er erhob bloß die Hand zu den Augen, so wie man es zuweilen macht, um sich gegen zu grelles Sonnenlicht zu schützen, und sah dem jungen Fürsten ins Gesicht.

— Sage mir vorerst, begann er — verzeihe einem alten Mann, wenn nicht Du ihm, sondern er Dir Fragen stellt — sage mir: glaubst Du an Gott oder nicht?

— Selbstverständlich glaube ich, erwiderte der Fürst mit gutmütigem Lächeln.

— Nun, dann sage mir . . . ach, sie haben mich alten Mann arg herumgezerrt, es sticht mich in der Brust, unterbrach er sich.

Offenbar fiel ihm bei seinem mühsamen Atmen das Sprechen schwer.

— Setze Dich, Alter! sagte der Fürst.

— Nein, wie könnte ich vor Dir sitzen! erwiderte der Alte. Ich will Dir also, mein guter Herr, etwas sagen: es ist heute in unserem Dorfe ein großer Feiertag. Gott hat uns verlassen und der Antichrist ist gekommen und hat den Thron bestiegen . . . er hat ihn bestiegen und herrscht jetzt hier. Da ich gehört hatte, daß ein Beamter des Gouverneurs zu uns gekommen sei, um eine Untersuchung einzuleiten, ging ich zu Dir, um Dir all die unsauberen Geschichten zu enthüllen . . .

aber da ergriffen mich die Diener des Antichrist und schleppten mich fort und schlugen mich . . .

— Ja, weshalb haben sie Dich denn ergriffen, Alter? frage ich.

— Weshalb? ... Wie ich um die Ecke der Straße biege, höre ich die Stimme unseres Schreibers, gehe der Stimme nach und sehe mein blaues Wunder ... Ist er es, oder ist es ein anderer? denke ich. Und wie ich näher komme, sehe ich, wie unser Stanowoi dahergestürzt kommt, und da ist auch unser Schreiber, von Bauern geführt. Ich drückte mich an die Wand, weil ich, die Wahrheit zu sagen, ahnte, daß hier etwas Unrechtes vorgehe. Da höre ich, wie der Stanowoi sagt: Führt ihn ins Amtsgebäude! Und sperrt ihn gut ein, daß die Bauern keinen Laut von ihm hören! . . . Da drängte ich mich vor und sagte zum Stanowoi: Eine lebende Seele kannst Du zu grunde richten, aber sie einzusperren, gelingt Dir nicht . . . Er fuhr mich mit strengen Worten an und fragte: Wohin steigst Du? Und ich sage: Zum Beamten des Gouverneurs gehe ich, um die Leute des Antichrist zu entlarven ... Da fährt er auf mich los: Unterstehe Dich, das zu thun! Geh zum Teufel! . . . Ich sage: Ich habe keine Veranlassung, zum Teufel zu gehen, aber ich werde mich doch unterstehen, weil der Gouverneur den Beamten hergesandt hat, damit er unserem

Batjka beistehe . . . Da rief der Stanowoi Leute herbei. Bauern stürzten sich auf mich, und er befahl, mich nach dem Amtsgebäude zu schleppen, und machte sich dann aus dem Staube. Ich bin aber nicht so wie unser Schreiber . . . er schwieg beständig, ich aber fing an zu schreien, und mein Geschrei kam mir zu statten . . . hätte ich nicht geschrieen, so hätten sie mich ins Amtsgebäude geschleppt . . .

Hier hielt der Alte inne.

— Was hast Du mir mitzuteilen? fragte der Fürst.

— Ich will Dir sagen: wenn Du an Gott glaubst, so diene ihm . . . Du bist noch jung, aber Du hast Macht in Händen . . . wozu mit dem Antichrist zärtlich thun? Vertreibe ihn von uns, erweise uns diese Gnade, sonst giebst Du uns alle dem Verderben preis. Vor allem stehe hier unserem Batjka bei. Es ist ein Graus, wie unsere Reichen ihm zusetzen. Ihre Wut gegen ihn ist groß, weil er Gottesfurcht hegt und ihr liederliches Leben beleuchtet. Wir hatten früher einen Popen, der ihnen in allem nachgab; er war freundlich gegen sie, und was immer sie erdenken mochten, er und die Polizei breiteten einen Mantel darüber. Und so traten sie mit arger Gottlosigkeit auf und der Pope schwieg zu allem, wenn sie ihm nur Geld in die Hand drückten. Der jetzige Pope aber ist mit der Gottlosig-

keit nicht im Bunde, darum sind sie alle gegen ihn. Und sieh nur, was sie mit der Tochter Podarkows gemacht haben! Sie haben sie für verrückt erklärt und wollen sie berauben. Und ihren Bräutigam, diesen Schreiber, haben sie in ein finsteres Loch gesperrt, dort mag er sitzen, bis sie ins Grab gebracht ist, zur Totenfeier der Braut wird man ihn frei lassen.

— Und das, was Du sprichst, Alter, ist alles wahr? fragte der Fürst.

Der Alte erhob wieder die Hand zu den Augen und sah den jungen Fürsten an.

— Du, mein guter Herr, frage nicht den alten Mann, ob er die Wahrheit gesprochen oder gelogen hat, weil das für den Alten kränkend ist. Ich brauche nichts von den Menschen, und wenn ich von ihnen nichts brauche, werde ich auch nicht lügen. Was ich brauche, darum bitte ich Gott, und Gott belügt man nicht. Verstehst Du?

— Nun gut, Alter, ich danke Dir für alles, was Du mir erzählt hast. Komm ihnen nur nicht unter die Augen, bevor wir mit ihnen abgerechnet haben, sagte der Fürst. Bleibe hier, sonst werden sie Dir Böses zufügen.

— Jetzt werden sie mir nichts thun, jetzt schmeicheln sie mir ... wenn Du aber dem alten Mann ver-

traust, dann folge mir ... gehe sofort zu der Tante und sieh, ob ihre Nichte verrückt ist oder nicht, sonst bringen sie sie noch um ... sie sind hier Meister in solchen Sachen ... Pst! machte plötzlich der Alte. Ist etwa jemand da?

Wir lauschten.

In der That ließen sich im Nebenzimmer Schritte vernehmen.

Der Fürst eilte rasch in dieses Zimmer und dann in das nächste, und sah, wie der Hausherr davonlief.

Er kehrte zurück und war aufs höchste erregt.

Seine Lage wurde eine schwierige; in diesem Hause zu bleiben, nachdem man sich überzeugt hatte, daß an den Thüren gehorcht wurde, war unmöglich.

Der Fürst rief den Stanowoi.

Er war sofort zur Stelle.

Wahrscheinlich hatte auch er, an der Vorzimmerthür, gehorcht.

Der Fürst ließ ihn ins Nebenzimmer treten.

Dort verweilten sie zehn Minuten.

Der Fürst hatte ihm befohlen, sofort den Kreisrichter zu holen, hatte ihm aber keinen Verweis erteilt.

Es stellte sich heraus, daß der Stanowoi, wahrscheinlich in Voraussicht für ihn unangenehmer Folgen, es für besser befunden hatte, den Streich mit dem un-

glücklichen Schreiber Awdulin einzugestehen, und er hatte wegen seines Vergehens so große Reue und Zerknirschung gezeigt, daß der Fürst sich darauf beschränkte, ihm den Befehl zu erteilen, Awdulin sofort in Freiheit zu setzen und zu ihm zu senden.

Der Stanowoi fuhr fort, um den Kreisrichter zu holen, der sich augenblicklich auf einer Tagfahrt etwa zwölf Werst von unserem Dorfe befand.

Wir aber begaben uns zu Katharinas Tante.

Wir treten ins Haus. Ein Bauernmädchen kommt uns entgegen und sieht uns erschreckt an.

— Ist die Hausfrau zu Hause? frage ich.

— Ja, erwidert das Mädchen schüchtern.

— Warum fürchtest Du Dich denn vor uns? Du siehst doch, daß wir keine Bösewichte sind.

— Mit der Bäuerin ist etwas vorgegangen . . . es muß es ihr jemand angethan haben.

— Wieso angethan?

— Nun so — sie weint beständig, und niemand weiß warum.

— Und ihre Nichte, die Podarkowa . . . was macht die?

— Sie schläft wahrscheinlich.

Wir traten in die große Stube.

Als die Hausfrau uns erblickte, schrie sie auf: „Sie

kommen schon! Sie kommen!" . . . und sank auf die Bank nieder.

Ich bemühte mich, sie zu beruhigen, sie weinte aber ununterbrochen.

Nach fünf Minuten, während welcher wir ihr beständig zuredeten, sich zu beruhigen, wurde sie endlich ruhiger.

— Geh . . . bete zu Gott! sage ich.

— Wie sollte ich beten, Batjuschka . . . die Sünde hat mich ganz erschöpft, sagte sie und begann aufs neue zu weinen.

— Wer hat Dir denn etwas gethan? Sprich! frage ich sie.

— Ich selbst, Batjuschka, ich selbst . . . die Waise wollte ich zu grunde richten, ließ mich durch das verfluchte Geld verführen . . .

— Was ist denn geschehen. Erzähle, meine Liebe! Gott wird Dir verzeihen, wenn Deine Thränen au f richtig sind, sage ich.

— Sie übergaben mir die Waise, als ich sie Euch weggenommen hatte, und ich führte sie zu mir. Es ist ein gutes Mädchen, und sie liebkoste mich noch, aber sie weinte beständig um ihren Bräutigam. Da kamen sie am dritten Tag zu mir . . .

— Welche „sie?"

— Nun, dieselben, die das Mädchen von Ihnen fortgeführt hatten, Batjuschka: der Wolost- und der Kirchen-Älteste.

— Nun und was gab's?

— Sie sprachen zu mir: „Da hast Du fünfhundert Rubel für Deine Fürsorge, aber Du mußt thun, was wir verlangen, denn Deine Nichte ist krank, sie muß kuriert werden, und wir werden Dir eine Arznei bringen, die gieb ihr" ... Ich sage: „Was giebt es da zu kurieren? Katja ist vollkommen gesund" ... aber sie sagen: „Das ist unsere Sache, das geht Dich nichts an. Willst Du das Geld nehmen, so nimm es, wenn nicht, werden wir das Mädchen von Dir fortnehmen" ... Da nahm ich das Geld und sie brachten mir dann die Arznei. Gott weiß, was für Kräuter es waren. Ich gab ihr davon zu trinken, aber sie wollte nicht trinken, sie sagte, sie fürchte sich, daß man sie vergiften wolle. Da erschrak ich und ging zu ihnen und sagte: so und so steht's. Da begannen sie zu lachen. „Die Alte ist wohl verrückt geworden!" sagten sie. „Da hast Du noch fünfhundert Rubel!" ... Ich nahm sie, und wie ich sie genommen hatte, da war es, als hätte der böse Geist seinen Einzug bei mir gehalten. Ich komme nach Haus, das Mädchen will die Arznei nicht nehmen ... und da kam der Böse über

mich und ich begann ihr die Arznei in die Milch und in den Thee zu gießen ... da sehe ich bald, daß sie zu kränkeln beginnt ... bald hat sie Kopfschmerzen, bald tritt der Schweiß hervor, bald überfällt sie Schwermut ... und gestern Abend spricht sie zu mir: „Was ist das mit mir, Tante? Schüttet man mir vielleicht etwas Schlimmes in die Getränke?" ... Da fühlte ich Mitleid mit ihr und gab ihr reine Milch ... als aber die Nacht kam, da ward mir schrecklich zu Mute. Ich sehe im Traum, wie mein verstorbener Mann vor mir steht, und er spricht zu mir: „Hast Du denn völlig Gott vergessen, Alte, fürchtest Du nicht seinen Fluch, daß Du eine Christenseele zu grunde richtest!" Es schüttelte mich wie Fieberfrost. Ich wollte heute früh zu Dir gehen, Batjuschka, aber meine Füße trugen mich nicht ... die bösen Geister haben mich verzaubert ... ich kann auch das Kreuzeszeichen nicht machen ... meine Sünde ist groß!

Und sie begann wieder zu weinen.

— Mache das Kreuzeszeichen, fürchte Dich nicht, sage ich.

Sie bekreuzte sich.

— Batjuschka, rief sie, Dank Dir, daß Du kamst ... meine Seele ist erleichtert.

Und sie begann sich zu bekreuzen.

— Nun geh und wecke Deine Nichte und übergieb sie uns!

— Nehmt sie mit Euch, nehmt sie mit Euch, die arme Waise, doch vorher . . .

Sie stürzte auf einen Koffer zu, öffnete ihn, nahm Geld heraus und warf es auf den Boden.

— Du verfluchtes Geld! rief sie und trat es mit den Füßen.

— Das Geld ist unschuldig, bewahre es zu guten Werken, sprach ich zu ihr und hob das Geld auf. Morgen beginne Dich zum Abendmahl vorzubereiten und Gott wird Dir verzeihen.

— Ganz Rußland, Batjuschka, will ich durchwandern und alle heiligen Stätten besuchen . . .

— Der Fall wird immer schlimmer, sagte der Fürst, als die Alte das Zimmer verlassen hatte, um ihre Nichte zu holen.

— Sie haben offenbar den Untersuchungsrichter nicht unnütz herberufen.

Zwei Minuten später trat die Nichte ein, bleich und abgemagert, aber geistig vollkommen gesund.

Sie war sehr erfreut, als sie mich erblickte.

Wir führten sie sofort weg und ich brachte sie zu meiner Frau.

## XXVIII.

## Frohes Wiedersehen.

Nachdem ich Katharina Podarkowa in mein Haus gebracht, übergab ich sie der Obhut meiner Frau.

— Na, sage ich zu meiner Frau, Gott übergiebt sie uns, gerettet durch seine wunderbare Vorsehung. Wir werden sie nicht lange zu beschützen brauchen, denn vielleicht giebt es Gott, daß wir sie bald ihrem Gatten übergeben.

Überaus rührend war es, die Freude meiner Frau zu sehen.

In kindlicher Freude schlug sie die Hände zusammen und rief:

— O Herr! Du hast unsere Gebete erhört. Lob und Preis sei Dir!

Und dann begann sie unter Freudenthränen das arme Mädchen, das wie Espenlaub zitterte, zu umarmen.

Nachdem ich das Mädchen dreimal bekreuzt, kehrte

ich in die Wohnung des Gouvernements-Beamten zurück.

Dort bot sich mir ein trauriges Schauspiel.

Im Empfangszimmer erblickte ich unsern früheren Schreiber Awdulin.

Er saß ruhig da.

— Herr, mein Gott, wie hat er sich verändert! dachte ich, als ich sein abgemagertes, abgehärmtes Gesicht erblickte.

— Batjuschka! rief er mit ungeheuchelter Freude und stürzte in meine Arme.

Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten.

Ich schloß ihn in die Arme, drückte ihn ans Herz und umarmte ihn wie einen Sohn.

In diesem Augenblick trat der junge Fürst ein.

Ich ging auf ihn zu und stellte ihm Awdulin vor.

Gleichzeitig erschien in der andern Thür der Stanowoi.

Man mußte es sehen, welche Armesündermiene der Stanowoi jetzt zur Schau trug, der noch vor kurzem so selbstbewußt aufgetreten war.

Awdulin stürzte so ungestüm vor dem Fürsten auf die Kniee, daß er ihn nicht aufzuhalten vermochte.

— Stehen Sie auf! Stehen Sie auf! sagte der Fürst.

— Nein! erwiderte Awdulin unter Thränen. Wenn

Eure Erlaucht nicht kam, hätten sie mich umgebracht ... Gott hat Sie zu uns geführt, Sie sind ein Bote Gottes!

— Ich hoffe, sagte der Fürst, indem er Awdulin aufhob, daß Sie die gegen Sie erhobenen Beschuldigungen wiederlegen werden. Inzwischen können Sie gehen ... Sie sind frei!

Awdulin stand da, wie umstrahlt von dem Lichte einer neuen Sonne, die hundertmal heller war, als die täglich scheinende.

Er wandte sich der Thür zu.

Wie er zur Thür kommt, sehe ich, wie der Stanowoi auf ihn zutritt und ihm mit dem aufrichtigsten und gutmütigsten Lächeln die Hand drückt.

— Ich beglückwünsche Sie! höre ich ihn sagen.

Doch dieses Lächeln im Gesicht des Stanowoi verschwand rasch.

Awdulins Schritte waren kaum hinter der Thür verhallt, als der Fürst den Stanowoi heranrief.

— Eine schöne Ordnung herrscht bei Euch! sagte er. Und Sie versuchten noch, diese Elenden in Schutz zu nehmen?

— Weiß Gott, sie hatten mich ganz umstrickt! erwiderte der Stanowoi. Das Kreuz will ich darauf küssen, daß sie mich verzaubert hatten, Blindheit hatten

sie mir angehext, ich weiß selbst nicht, wie ich das thun konnte. Euer Erlaucht, machen Sie mich nicht unglücklich!

Und der Stanowoi fiel schluchzend dem Fürsten zu Füßen.

Der Fürst befahl ihm in sehr strengem Ton, aufzustehen.

— Das werden wir alles noch sehen! sagte er. Ich werde über alles, was hier vorgegangen ist, dem Gouverneur Bericht erstatten, und er mag entscheiden!

— Euer Erlaucht, haben Sie Erbarmen mit einem alten Mann! Machen Sie mich nicht unglücklich. Sie hatten mich weiß Gott umstrickt, daß ich nicht mehr wußte, was ich that. Der böse Geist steht ja den Leuten bei . . . weiß Gott, er steht ihnen bei!

Diese Worte riefen ein Lächeln im Gesicht des Fürsten hervor, und doch waren der Ton und Ausdruck, mit denen der Stanowoi sie hervorbrachte, ernst und aufrichtig.

Er schien wirklich das zu glauben, was er sprach, und sich zu bemühen, auch den Fürsten von der Wahrheit seiner Worte zu überzeugen.

— Das werden wir alles noch sehen, erwiderte der Fürst. Jetzt gehen Sie und achten Sie darauf, daß kein neues Ärgernis sich ereignet.

— Euer Erlaucht . . . begann der Stanowoi von neuem, indem er in einer lächerlichen, flehenden Stellung stehen blieb.

— Was noch?

— Befehlen Sie nicht, sie zu verhaften?

— Wen?

— Nun, diese Taugenichtse: den Wolost- und den Kirchen-Ältesten! Es sind, weiß Gott, Spitzbuben und Verbrecher, und wenn man sie nicht einsperrt, werden sie noch etwas anstellen . . . man kann sie nicht auf Schritt und Tritt beaufsichtigen, wenn man sie aber einsperrt, dann wird es, weiß Gott, ruhiger sein . . . befehlen Sie?

Was konnte kennzeichnender sein als diese Bitte des Stanowoi, der noch vor einer Stunde Leib und Leben für diese Leute hingegeben hätte!

Der Fürst antwortete nicht sogleich.

Erst nach einer kleinen Weile sagte er:

— So verhaften Sie sie!

Befehlen Sie? sagte der Stanowoi und machte eine Bewegung, als ob er zum Zimmer hinausfliegen wollte.

Aber ich, gleichsam erleuchtet von der Klugheit, die der Mensch durch langen Verkehr mit anderen Menschen erwirbt und die ihn vor allem Vorsicht und Mißtrauen lehrt, dachte in demselben Augenblicke, als der Fürst

die Worte: „Verhaften Sie sie!“ sprach: Ist das nicht wieder eine Falle . . . obwohl ich durchaus nicht einzusehen vermochte, daß der Fürst in Wirklichkeit nicht das Recht haben sollte, jemanden auf gesetzmäßige Weise verhaften zu lassen.

— Wollen Euer Erlaucht nicht die Ankunft des Untersuchungsrichters abwarten? erlaubte ich mir zu sagen.

Der Stanowoi sah mich an, und aus diesem Blick ersah ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte, indem ich bei ihm Unaufrichtigkeit und Hinterlist vermutete.

Ein Blick sagt oft mehr als ein ganzer Redestrom, wenn er unwillkürlich, gleichsam von selbst hervorgerufen wird.

So war es auch hier.

Der Blick des Stanowoi drückte so viel Wut gegen mich aus, daß es schien, er würde mich, wenn er die Macht dazu hätte, sofort auffressen.

Ich begriff das und ich begriff auch — obwohl nicht in diesem Augenblicke, sondern erst später — daß der Stanowoi wahrscheinlich die Absicht hatte, auf irgend eine Weise den Fürsten selbst in die Geschichte zu verwickeln, sodaß auch er sich einer ungesetzlichen Handlung schuldig gemacht hätte.

Hätte der Fürst befohlen, diese Leute zu verhaften, die der Stanowoi ihm nannte, so hätte er sich einer

Überschreitung seiner Machtbefugnis schuldig gemacht, was offenbar der Stanowoi brauchte, denn dann hätte man sowohl gegen den Fürsten als den Stanowoi Nachsicht üben müssen, denn es war nicht möglich, dem Fürsten angesichts seines Vorgehens durch die Finger zu sehen und gleichzeitig den Stanowoi zu bestrafen.

Zum Glück lehrte Gott den Fürsten, meinem aufrichtigen Rat zu folgen.

— Ja, es ist besser, zu warten, sagte der Fürst, und bis dahin bitte ich Sie, darauf zu achten, daß sie nicht durchbrennen.

— Zu Befehl! erwiderte der Stanowoi. Befehlen Sie, eine Wache vor ihre Thür zu stellen?

Ich vermochte dieses Auftreten des Stanowoi nicht länger zu ertragen.

— Wozu fordern Sie fortwährend Befehle vom Fürsten? sagte ich. Giebt es denn bei Ihnen keine Behörde?

Da kreuzten sich unsere Blicke.

Der Blick des Stanowoi verkündete mir nichts Gutes.

— Ich werde alles anordnen, Euer Erlaucht, wie ich es verstehe, sagte er, indem er eine ehrfurchtsvolle Miene annahm und sich unter tiefen Verbeugungen nach der Thür zurückzog.

— Sind das Leute! sagte der Fürst. Ach, wenn ich könnte, würde ich Ihnen einheizen!

— Und Euer Erlaucht wollten mich noch überreden, von hier fortzugehen! Nun belieben Sie selbst zu sehen, daß auch heute noch ein David den Goliath zu besiegen vermag.

— Ja, ich habe mich geirrt . . . doch jetzt scheint sich alles zu beruhigen, und Sie werden hier in Frieden leben können, sagte der Fürst.

— Nun ja, Gott gebe, daß seine Feinde zerstreut werden! sage ich.

Damit schieden wir.

Ich begab mich nach Hause.

Dort traf ich den glücklichen Awdulin schon im Gespräch mit Katharina Podarkowa.

Ihr Anblick erinnerte mich an ein fröhliches Taubenpaar.

Das arme Mädchen hatte sich schon völlig erholt.

Meine Frau sagte, daß ihre Erregung beim Anblick Awdulins so groß gewesen sei, daß sie in Ohnmacht fiel.

Offenbar war ihre Schwäche groß gewesen, doch sie erholte sich rasch, und indem sie sich völlig der Freude hingab, lebte sie in ihr auf, wie eine Blume nach dem Tau oder nach dem Regen.

— Batjuschka, sagte Awdulin, indem er auf mich zutrat, segnen Sie uns, daß die bösen Menschen uns nicht wieder trennen, und segnen Sie uns kräftig . . . wir werden dann eins mit einander verbunden sein.

Ich segnete sie.

— Herr, unser Gott, sprach ich, sie segnend, laß mich, Deinen unwürdigen Priester, Deinen Willen erfüllen, indem ich jetzt diese Deine Diener segne, die Dich lieben und deren Hoffnung auf Dir beruht! Und möge dieser Segen ihnen zur Kräftigung, zum Vorteil und zum Trost gereichen!

Nach diesem Gebet traten wir an den Tisch, um etwas zu genießen.

— Man muß sie so schnell als möglich trauen, sagte meine Frau. Wozu länger zögern?

— Wie es Gott gefällt! sage ich. Wenn es sofort sein soll, dann sofort!

— Ja, ja, so schnell als möglich, so schnell als möglich! sagte Katharina Podarkowa.

## XXIX.

## Das Verhör.

Am Abend desselben Tages kamen mit nicht geringer Hast in unserem Dorfe der Untersuchungsrichter, der Friedens- und der Kreisrichter an.

Der letztere war, wie sich herausstellte, darum nicht früher eingetroffen, weil er durch einen besondern Boten zum Gouverneur beschieden worden.

Am andern Tage wurde Awdulin aufgefordert, sich zu dem Fürsten zu begeben.

Awdulin fürchtete sich so vor dieser Vorladung, daß er zitterte, als er von uns fortging.

— Wenn sie mich nur nicht zu meinem Verderben rufen! sagte er, indem er von seiner Verlobten Abschied nahm, die gleichzeitig so zu weinen begann, als ob er sich zu einer Folter begäbe.

Als er zwei Stunden später zurückkehrte, erzählte uns Awdulin alles, was sich ereignet hatte.

Als er zum Fürsten kam, fand er dort den Untersuchungsrichter, den Kreis- und den Friedensrichter und den Stanowoi.

Der Stanowoi empfing ihn bei der Thür.

— Bis an mein Lebensende bin ich Dein, mein Lieber, nur liefere mich nicht aus, flüsterte er ihm rasch ins Ohr.

Awdulin verbeugte sich gegen alle und stellte sich, als habe er die Worte des Stanowoi nicht gehört.

— Das ist er, sagte der Fürst, als Awdulin eingetreten war. Kommen Sie hierher! Sagen Sie uns gefälligst, wissen Sie etwas von einem Testament des Vaters des Mädchens, das Sie heiraten wollen?

— Nichts weiß ich davon, erwiderte Awdulin.

— Und Sie wissen auch nicht, ob ein Testament vorhanden war?

— Wäre es vorhanden gewesen, so wäre es wahrscheinlich im Wolostbuch eingetragen, erwiderte Awdulin.

— Es ist auch im Wolostbuch eingetragen, sagte der Friedensrichter. Seltsam, daß Sie davon nichts wissen!

— Das kann nicht sein! sagte Awdulin.

— Hier ist es aber! sagte der Friedensrichter, indem er auf das Buch wies.

— Gestatten Sie mir, es anzusehen, sagte Awdulin, indem er zu dem Tische trat, auf dem das Buch lag.

— Ich bitte . . .

Und der Friedensrichter schob ihm das Buch hin.

Awdulin war es nicht schwer, zu erkennen, um was es sich handelte, denn alle Bücher der Wolost-Verwaltung hatte er selbst geführt und in Ordnung gehalten.

Er begann das Buch aufmerksam durchzusehen, während alle anderen schweigend seine Bewegungen verfolgten.

Die Durchsicht währte nicht lange.

— Ja hier ist ein Blatt eingefügt worden, sagte Awdulin.

— Wieso eingefügt? fragte der Friedensrichter. Die Seiten des Buches sind ja mit Zahlen versehen.

— Ja, mein Herr — nur sind hier zwei Blätter herausgerissen und an ihrer Stelle das Testament eingeklebt . . .

Und Awdulin zog fast ohne Anstrengung zwei eingeklebte Blätter heraus.

— Belieben Sie zu sehen . . . es ist auch anderes Papier als das des Buches.

— Wer hat denn das gethan? Das Buch befand sich ja stets bei Ihnen und Sie haben für dasselbe zu haften, sagte der Kreisrichter.

— Ich war schon seit zehn Tagen nicht im Amts-

gebäude . . . wenn ich zugegen war, hätten sie das nicht thun können.

— Wer hat denn aber das Testament geschrieben? fragte der Untersuchungsrichter.

— Der Schreiber des Kirchen-Ältesten, erwiderte Awdulin in überzeugungsvollem Ton.

— Woran erkennen Sie das? fragte der Kreisrichter.

— Ich kenne seine Schriftzüge. Das ist seine Handschrift, und die Unterschrift des Herrn Podarkow ist gefälscht, darum, weil er sich nicht so zu unterzeichnen pflegte, sondern so . . .

Und Awdulin schlug einen in dem Buche eingetragenen Vertrag mit Arbeitern auf, der die Unterschrift Podarkows trug.

— Hier ist seine Unterschrift!

Alle sahen die Unterschrift an.

In der That, zwischen dieser Unterschrift und der Unterschrift auf dem Testament Podarkows war wenig Übereinstimmendes.

Auf den Gesichtern aller Anwesenden und insbesondere des Kreisrichters bemerkte Awdulin nicht geringe Bestürzung.

— Das ist eine unangenehme Geschichte! sagte der Kreisrichter. Urkundenfälschung! Man muß sie festnehmen!

Als er diese Worte hörte, dachte Awdulin unwillkürlich in diesem Augenblick:

— Wie doch die Menschen urteilen! Mich hatte man eingesperrt, das Mädchen wollten sie umbringen und mich haben sie fast auch in die andere Welt befördert, und das war alles nicht der Rede wert . . . daß sie aber jetzt eine Urkundenfälschung aufgedeckt haben und die reichsten Geldsäcke unseres Dorfes dafür verantwortlich sind, das ist ihnen unangenehm!

— Ja, sagt der Untersuchungsrichter, der Fall ist klar, man muß sofort die nötigen Anordnungen treffen.

Der Stanowoi wurde gerufen und erhielt den Befehl, ohne Säumen sowohl den Wolost- als auch den Kirchenältesten zu verhaften.

— Kann ich gehen? fragte Awdulin.

— Ja, erwiderte der Fürst.

Awdulin verließ das Zimmer.

Der Kreisrichter und der Stanowoi kamen ihm nach.

— Diesen ganzen Wirrwarr haben Sie angerichtet, sagte der Kreisrichter zu Awdulin. Das will ich Ihnen gedenken, mein Lieber!

— Aber ich bitte Sie . . . begann Awdulin.

— Reden Sie nicht erst darüber! In meinem Kreise war alles ruhig. Der neue Pope und Sie . . . ich

weiß alles, ich habe für alles Augen, mein Lieber . . . auch Verstand . . . und wo der Verstand nicht zureicht, dafür habe ich meine Nase . . . ich will Ihnen das gedenken.

In diesem Augenblick kam der Friedensrichter heran

— Sie können also wieder Ihren Dienst antreten, Herr Awdulin, sagte er.

— Nein, mein Herr . . . geben Sie mir tausend Rubel Gehalt, und ich trete ihn doch nicht wieder an erwiderte Awdulin.

— Wozu brauchen Sie tausend Rubel, Sie erhalten jetzt mit der Tochter Podarkows mehr, bemerkte der Friedensrichter.

— Ich heirate sie, aber ihr Geld brauche ich nicht, erwiderte Awdulin kaltblütig.

— Das kennen wir schon, das kennen wir schon! fuhr der Friedensrichter fort.

— Sie haben mich grundlos beleidigen lassen und beleidigen mich jetzt noch selbst, sagte Awdulin.

— Grundlos?

Und der Friedensrichter verstummte.

Er schien über etwas nachzusinnen.

— In der That grundlos! sagte er plötzlich, indem in seinen Mienen und in seiner Stimme eine Veränderung vorging. Sie haben Recht. Nun, Gott

sei mit Ihnen, reichen Sie mir die Hand zur Versöhnung . . .

Und zu Awdulins Überraschung bot ihm der Friedensrichter die Hand.

— Wollen wir gute Freunde sein?

— Ich habe keinen Grund dazu, erwiderte Awdulin. Ich bitte nur um eine Kleinigkeit: um gesetzlichen Schutz

— Nun gut, gut! Wir werden Sie beschützen! . . . Und zur Hochzeit laden Sie mich ein?

— Nein, ich lade Sie nicht ein.

— Nun, dann komme ich ohne Einladung . . .

Und der Friedensrichter trat zu dem Untersuchungsrichter, der inzwischen herangekommen war . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Es war Sonnabend.

Am Abend begab ich mich in die Kirche, um die Abendandacht abzuhalten, mit einem Herzen, erfüllt von Dankbarkeit gegen Gott, der alles zum Heil der Unschuldigen und zum Schaden der Übelthäter geordnet hatte.

In der Kirche erfuhr ich, daß der Kirchen- und Wolost-Älteste einige Stunden vor Erlaß des Verhaftsbefehls entflohen waren.

— Man verfolgt sie, aber man wird sie kaum

finden, sagte der Vater Diakon, denn was vermag die Polizei gegen so einflußreiche Leute?

Ich muß gestehen, daß sich bei dieser Nachricht der Zorn in mir regte.

— Und der Schreiber des Kirchen-Ältesten frage? ich.

— Der ist auch verschwunden. Man kam zu mir und fragte: haben Sie Semjon Iwanow nicht gesehen? Wie sollte ich ihn sehen, sage ich, ich habe ihn in dieser Woche einmal gesehen, aber seit gestern habe ich ihn nicht gesehen.

— Wer war deshalb bei Ihnen?

— Der Stanowoi.

— Nun . . . und?

— Nun, er schüttelte den Kopf und verließ mich. „Diese Elenden!“ sagte er und ging.

— Alles hängt von Gottes Willen ab, dachte ich, und nachdem ich mein Herz durch ein Gebet beruhigt hatte, begann ich den Gottesdienst.

Nach der Abendandacht kam der Vater Diakon zu mir.

Wir saßen alle in der Stube und sprachen von den jüngsten Begebenheiten.

— Nun, Vater Diakon, sage ich, wer hat gesiegt?

— Das Herz glaubt, sagt der Vater Diakon, aber Zweifel trüben den Verstand.

— Wieso? frage ich.

— Darum, Batjuschka, weil alles so leicht von statten gegangen ist . . . Die Zeit der Prüfung ist gewiß noch nicht zu Ende.

— Welch ein Zweifler sind Sie doch! sage ich.

— Wenn schon Hochzeit sein soll, so heißt es sich beeilen, denn die Geier ruhen nicht und werden nicht ruhen. Nur die guten Menschen ruhen, wie mir scheint.

— Nun, wir wollen sie als Brautleute verkündigen . . . und dann trauen wir sie, erwiderte ich. Wir dürfen nicht zögern.

— So schnell als möglich, so schnell als möglich! wiederholte der Vater Diakon mit einer Miene, welche die Besorgnis ausdrückte, daß die Wolken, die vorübergezogen waren, zurückkehren könnten.

## XXX.

# Die letzte Predigt.

Am Sonntag Morgen schickte ich mich an, ein letztes Wort zu sprechen; mein Herz drängte mich dazu.

In der Kirche war eine Menge Volk.

Nach dem Gebete hinter der Altarwand sprach ich beiläufig folgendes:

„Brüder und Freunde in Christo!

Der Zorn des Herrn über seine Knechte, die gegen seinen heiligen Willen verstoßen, äußert sich auf zweierlei Art: entweder straft uns der Herr durch Unglück, sendet uns Elend, über welches viele Thränen vergießen und unter dem viele leiden, oder er überläßt uns gleichsam uns selbst und giebt gleichsam dem Teufel die Macht, Böses durch diese Leute zu wirken, deren Herz sich weit von Gott abgewandt hat.

Beide Strafen des Herrn sind schrecklich, denn der Mensch ist schwach und ohnmächtig: über wen Leiden

und Unglück hereinbrechen, der empört sich nicht selten; sein eigenes Leid verblendet ihn, er will in seinen Prüfungen nicht die Hand des Herrn sehen und wendet sich nicht mehr mit reumütigem und demütigem Herzen im Gebet zum Herrn, sondern mit Murren und Vorwürfen, ja oft noch mehr: er wagt es, den Herrn selbst verantwortlich zu machen. Er spricht zu Christus: Ich bin mir keiner Schuld vor Dir bewußt; weshalb leide ich denn, das ist ungerecht; wenn Gott ungerecht straft, dann will ich ihn nicht lieben. Und er entfernt sich von dem Herrn, und von der Bahn des Heils geht er über zur Bahn des Verderbens. O, wie schrecklich ist diese Bahn, Brüder! Bedenket aber doch, Freunde, wie viele unter uns in Augenblicken der Prüfung oder des Unglückes in ihrem Innern gegen Gott murren und finden, daß sie dieses Unglück nicht verdienen, daß sie im Gegenteil großer und reicher Gnaden würdig sind! Dieser hier, sagt der Eine, ist ein Bösewicht, ihm geschieht recht, wenn er leidet, ich aber, ich sollte belohnt werden, denn ich führe ein gutes Leben. Schrecklich sind diese Augenblicke, denn der Mensch stellt sich da gleichsam an Gottes Stelle und richtet sich und andere, richtet unbillig, und straft sich selbst durch sein unbilliges Gericht, verwickelt sich in die Schlingen, die er sich selbst gestellt hat.

Am häufigsten geschieht das, wie ich gesagt habe, wenn es dem Herrn beliebt, uns mit irgend welchem Unglück heimzusuchen. Schon daß wir in solchen Tagen gegen den Herrn murren, verletzt die göttliche Gerechtigkeit: wir haben aufgehört, uns selbst klar zu sehen, Gott aber sieht in jede Falte unseres Herzens; verblendet, glauben wir, daß wir ein gutes Leben führen, Gott aber, der alles klar sieht, bemerkt, daß wir ein schlechtes Leben führen: gleichgiltig gegen das Böse und gegen die Bösen, denken wir, daß wir nur deshalb Christen sind, weil wir uns in niemandes Angelegenheit mischen, und wir denken nur an uns selbst, gehen an bestimmten Tagen in die Kirche, geben einem Armen einen Pfennig, den wir entbehren können; Gott aber sieht klar und beurteilt uns anders. Er sieht, daß wir unsere Kinder nicht in der Wahrheit und in der Furcht vor ihm erziehen, sondern sie ihrem Schicksale überlassen. Er sieht, daß wir allen in der Finsternis Lebenden nichts von unserem Lichte zukommen lassen, daß wir den bösen Menschen nicht hindern, Böses zu thun, dem Gott nicht Liebenden nicht Liebe zu Gott einpflanzen wollen — kurz gesagt, so lange wir mit uns selbst zufrieden sind, halten wir uns für gute Christen, und Gott, der in seinem endlos gerechten Zorn sieht, daß wir nur an uns selbst denken, uns um den Nächsten

nicht kümmern und infolge dessen auch so viele Leute sündigen und leiden lassen, Gott straft uns in demselben Augenblick, in dem wir uns für berechtigt halten, von ihm Gnaden zu verlangen!

Doch wenn es dem Herrn in dieser Weise gefällt, uns für das Zuwiderhandeln gegen seine Gebote zu strafen, das heißt viele mit irgend welcher Not oder Unglück oder mit Krankheiten zu züchtigen — so bedeutet das, daß der Herr, indem er uns straft, doch alleweil bei uns ist: er straft uns und wir fühlen seine Hand, und wenn wir seine Hand über uns fühlen, können wir in der Erkenntnis unserer Sündhaftigkeit, in der Erkenntnis, daß wir die Strafe verdient haben, lieb- und reuevoll vor dem uns strafenden Herrn hinsinken, seine heilige Hand küssen, sie mit unseren heißen Thränen netzen und zur Besinnung kommen, indem wir ihn um Gnade und Erlösung anflehen!

Schrecklich ist aber dieses: wenn der Herr zu unserer Züchtigung den andern Weg wählt, von dem ich gesprochen habe — wenn in unserer Mitte Bösewichter auftauchen, die Macht an sich reißen, uns beherrschen, gegen menschliche und göttliche Gebote Schmähungen ausstoßen und diejenigen verlachen, die über ihr Treiben erregt sind, und jeden strafen, der ihnen Widerstand

entgegensetzt — dann fragen die Menschen sich von Zweifeln erfüllt: Wo ist denn Gott?

Und es ist wahrlich, als wäre Gott gar nicht vorhanden: Gott hat sich gleichsam von diesem Orte, von diesem Menschengeschlecht abgewandt, und kaum hat er sich abgewandt, so sind der Satan und seine bösen Geister zur Herrschaft gelangt.

Ja, in seinem gerechten Zorn findet der Herr die Menschen unwürdig, von seiner göttlichen Hand gestraft zu werden, und nun beginnt die Herrschaft des Bösen und das Reich der Finsternis: man atmet schwer, es ist kein Licht, der Verstand ist gleichsam umdüstert, stilles Weh beginnt am Herzen zu nagen; die Brust verlangt nach Luft, die Augen nach Licht und die Seele sehnt sich nach der Gegenwart Gottes, und alles tappt in einer entsetzlichen Finsternis umher, und Räuber herrschen über die in dieser Finsternis sich Bewegenden und erscheinen den Menschen in ihrer schrecklichen Frechheit — frei und ungestraft!

O Brüder, dann mag, wie Christus sagt, wer fliehen kann, ins Gebirge fliehen, denn an diesem Ort giebt es kein Heil!

Etwas ähnliches erleben wir jetzt, hier, in unserem Dorfe: alle diese Leute, denen Gott die Macht verliehen hat, sind zu uns gekommen, weil Bösewichter und Ver-

brecher über uns herrschten; sie wollen sie stürzen, sie suchen sie, doch sie sind nicht da; sie sind entflohen: der Teufel, dem sie gedient haben, hat sie vor den Händen der Gerechtigkeit verborgen, und Furcht und Entsetzen bemächtigen sich unser.

Doch nicht umsonst, geliebte Brüder, steht inmitten unseres Dorfes, inmitten unserer durch gottlose Handlungen befleckten Wohnungen in Schmuck und hellem Glanz dieser Tempel, in dem wir jetzt versammelt sind: nicht umsonst ragt er zum Himmel empor, nicht umsonst steht sein Kreuz trotz der es umdräuenden Gewitterwolken fest und strahlet hell!

Wer sich retten will, der fliehe in den Tempel; selig sind diejenigen, die eine Kirche haben, denn in ihr finden sie Gott, auch dann, wenn Gott ihr Haus und ihre Stadt zu meiden scheint.

Doch es genügt nicht, in den Tempel zu gehen um sich zu retten, man muß auch im Tempel beten — doch wie muß man beten? Es kommt alles darauf an, wie man in die Kirche tritt und wie man in ihr betet, geliebte Brüder! Wenn uns bloß der Drang nach Rettung oder die Furcht in die Kirche treibt und wir zu beten beginnen, indem wir nur an uns selbst denken, dann werden wir auch im Tempel und im Gebet keine Rettung finden. Wir müssen den Tempel betreten mit

demselben Gefühl, mit dem wir vor Gott stehen würden: Entsetzen muß unsere Seele erfüllen bei dem Gedanken, wie sündhaft wir sind, und wie unwürdig, zu Gott emporzusehen, doch zu diesem Entsetzen über unsere Sünden muß sich feurige Liebe zu Gott gesellen.

Doch woher sie nehmen, werdet Ihr sagen, wenn wir so sündhaft sind, wenn Gott uns der Wut der Scharen Satans preisgiebt?

Aus dem Gebet, das aus dem Herzen kommt, aus der Liebe zum Nächsten, Brüder, entspringt die Liebe zu Gott, eine seiner würdige Liebe; kommt in den Tempel, wie der verlorene Sohn zu seinem Vater kam, stürzet zu den Füßen Eures Vaters, wie Ihr sein Haus betretet, und rufet so wie der verlorne Sohn gerufen: „Vater, ich habe gesündigt in dem Himmel und vor Dir. Und bin hinfort nicht mehr wert, daß ich Dein Sohn heiße; mache mich als einen Deiner Tagelöhner!“

Und wenn das Gefühl, mit dem wir diese Worte zu Gott, unserem Vater sprechen werden, ebenso warm und rein sein wird wie das, mit dem der verlorene Sohn unter Thränen zu seinem Vater sprach, dann wird der Herr uns emporheben, wird uns ein neues Gewand geben und wird uns aufs neue zu der Festtafel setzen, an der er unter uns sein wird.

Doch das Gefühl, geliebte Brüder, ist noch wenig! Der verlorene Sohn empfand Entsetzen vor seinen Sünden, verfluchte sie, empfand Liebe zu seinem Vater, pries ihn bei seinem Eintritt und wurde in einem Ehrengewande an die Festtafel gesetzt — und was geschah weiter? Nachher war er seinem Vater ein ergebener Sohn und ein fleißiger Arbeiter.

Seine Rettung durch die Barmherzigkeit und Liebe des Vaters mußte er nicht allein durch das Gefühl, sondern durch Thaten, durch sein ganzes folgendes Leben verdienen.

So auch wir, Brüder!

Es genügt nicht, daß wir in den Tempel kommen, es genügt nicht, daß wir heute unter Thränen zu Gott beteten, es genügt nicht, daß der göttliche Segen unser Herz gestärkt hat, es genügt nicht, daß wir hier aufs neue den Herrn gefunden haben, der sich wegen unseres sündhaften Lebens von uns zurückgezogen hatte — wir werden ja sofort nach Hause zurückkehren, die Thore des Tempels werden geschlossen werden. Wir müssen in uns bewahren, was unser Gebet uns verliehen hat, wir müssen diesen Schatz göttlicher Gnade benutzen, um mit ihm gute Werke zu vollbringen und nicht wieder Böses zu thun.

Nach dem Austritt aus der Kirche werden wir

ein neues Gewand erhalten; ein reines, helles Gewand. All unser Streben muß darauf gerichtet sein, dieses Gewand nicht zu beflecken und es rein zu erhalten.

Und deshalb müssen wir Gutes thun und das Böse meiden.

Wir müssen unsere Kinder belehren, müssen den Armen beistehen, müssen denen verzeihen, die uns Böses thun, müssen die Kranken besuchen, müssen einer dem andern beistehen, wie einem Verwandten und Freunde.

Wir müssen für alle beten, auch für diejenigen, die wir heute als die Bösewichte und Verbrecher in unserer Mitte bezeichnen.

Wer kann es wissen, in dem Augenblicke, in dem für sie die Stunde der Reue geschlagen hat, werden sie vielleicht Christus bekennen und zu ihm sagen: Nimm uns in dein Reich auf, o Herr!

Und damit sie diese erlösenden Worte sprechen, lasset uns für sie beten, Brüder! Amen!

XXXI.

## Eine unerwartete Bekehrung.

Der Herr verließ mich Sünder auch an diesem Tage nicht, sondern bereitete mir eine unerwartete große Freude. Einer der Verbündeten ging zu uns über, indem er erklärte, daß meine Predigt ihre Wirkung auf ihn ausgeübt habe.

Nicht umsonst kam nach dem Gottesdienst ein Bauer, der alte Philipp, zu mir, um mir seine Billigung auszudrücken.

— Ich will Dir eine Neuigkeit mitteilen, sprach er unter anderem. Den, der bei seiner Fabrik die Schule eingerichtet hatte, die geschlossen worden ist, haben die Thränen überwältigt. Diese Thränen sind gut, ich sage Dir, Batjka, höre auf den alten Mann und ziehe nicht fort von hier, weil die Ernte bald beginnen wird. Mein Herz sagt mir, daß sie beginnen wird . . .

Ich muß gestehen, das diese Worte einen Eindruck auf mich hervorbrachten.

Es lag eine Art Prophezeiung in ihnen, da sich folgendes ereignete.

Am Abend dieses Tages kommt derselbe Fabrikant zu mir, von dem der alte Philipp am Morgen erzählt, daß er in Thränen ausgebrochen sei. Ich ersuchte ihn, Platz zu nehmen und zog den Priesterrock an. Sein Gesicht schien mir gegen damals, als ich ihn bei dem Feste in seinem Hause gesehen, ein wenig nachdenklicher und sanfter geworden zu sein.

— Womit kann ich Ihnen dienen? sage ich.

— Sie können mir darin dienen, Batjuschka, daß meine Seele nach Rettung verlangt. Ich war taub, aber jetzt höre ich, und mir scheint, ich verstehe auch, das heißt, ich sehe ein, daß ich Gott zuwider war, jetzt aber bin ich mir zuwider geworden. So bin ich denn zu Dir gekommen als Schuldiger, verzeihe Du mir Verfluchtem!

Und der Alte fiel zur Erde und wiederholte in weinerlichem Tone: Verzeihe mir!

Ich stand rasch auf und hob den Alten auf.

— Was thun Sie da, was thun Sie da! spreche ich zu ihm. Nicht mich haben Sie um Verzeihung zu bitten. Wenn Sie sich mit Sünden belastet fühlen, bitten Sie Gott um Verzeihung. Vor ihm knieen Sie nieder.

— Mit Gott ist es etwas Besonderes, erwiderte der Alte. Ihm gegenüber kann man nicht in einem Tage seine Sünden durch Gebet sühnen, selbst wenn mir der Herr gestattet, das ganze Leben, das mir noch geblieben ist, im Gebet zu verbringen — ich bin aber Dir gegenüber schuldig, Batjuschka, und ich habe Dir Böses zugefügt und habe Dir Böses gewünscht. Verzeihe mir!

Und der Alte beugte aufs neue die Kniee. Ich hob ihn aufs neue auf.

— Nein, sage ich, vor mir sollst Du nicht knieen. Mich habt Ihr nicht gekränkt und konntet Ihr nicht kränken. Ich arbeite nicht für mich, sondern für Gott. Ihm geziemt es, zu verzeihen und Nachsicht zu üben — vor ihm muß man sich neigen. So weit es von mir abhängt, verzeihe ich von ganzem Herzen, insofern es mich betrifft. Lassen Sie uns zusammen zu Gott beten, da Sie zu mir gekommen sind.

Ich erhob mich, wandte mich nach dem Heiligenbild und las laut den Psalm: „O Gott, sei mir gnädig nach Deiner Güte.“

Der Alte weinte, während ich den Psalm las und lag auf den Knieen. Dann las ich: „O Herr des Himmels“ und alles bis einschließlich zum Vater unser.

— Und jetzt rate ich Ihnen folgendes: Bereiten

Sie sich in dieser Woche zur Beichte vor und empfangen Sie am nächsten Sonntag das heilige Abendmahl.

— Nein, das ist zu früh, erwiderte der Alte, ich muß mich länger vorbereiten. Sie hatten ja, um die Wahrheit zu sagen, meine Seele so umstrickt, daß ich seit vier Jahren nicht gebeichtet habe, ich ging nur in die Kirche, um die Arbeiter in Zucht zu erhalten, zum Abendmahl ging ich nicht, und es hat sich schon viel Unrat angesammelt.

Die Vermengung dieses Bekenntnisses der Sündhaftigkeit mit der Sünde selbst war für mich etwas überaus Seltsames; auf jeden Fall war es für mich tröstend und offenbar, daß in seiner Seele gute Gefühle Wurzel gefaßt hatten. Durch sie konnte er gerettet und gleich einem Ertrinkenden an den Haaren aus dem Wasser gezogen werden.

Wir setzten uns und ich begann ihn auszufragen.

— Wie konnten Sie sich so von Gott entfernen?

— Ich war, um die Wahrheit zu sagen, stolz, und dabei wurde ich in meiner Unwissenheit hochmütig. Ich wollte die andern überragen, z. B. an Bildung; ich verließ den Bauernstand, wurde Kaufmann, und sobald ich Kaufmann geworden war, kam mir allerlei Albernheit in den Kopf, ich war gewiß vom Teufel verblendet. Es fanden sich Leute, die mich als klugen Mann priesen,

und ich schenkte ihnen Glauben. Sie begannen mir nachzuweisen, daß ich klug sei, und jene sind dümmer als du, sie glauben an Gott, nnd beobachten die Fastengebote und scheuen die Sünde, Du aber bist verständiger als sie, Du brauchst also auch nicht nach ihrer Weise zu leben, sondern mußt leben wie ein gebildeter Mann. Und jetzt, sprechen sie zu mir, ist unter den höher stehenden Menschen die Bildung derart, daß sie an gar nichts mehr glauben, nur noch an ihren Verstand. Bist Du klug, sagen sie, so unterrichte die anderen, bist Du nicht klug, so lerne bei dem, der Verstand besitzt.

Sie begannen von einer Schule zu sprechen; es sei nötig, bei der Fabrik eine Schule einzurichten. Wenn es nötig ist, nun, dann muß es geschehen. Ich errichtete die Schule. Es begann der Unterricht, wie sichs gehörte, mich wählten sie zum Pfleger. Es ist ein gutes Werk, denke ich, aber nachdem die Schule eingerichtet war, begannen sie sich noch ungebührlicher aufzuführen. Dann fingen sie an, mit den Weibern Unfug zu treiben, und wieder sagten sie, ohne mich wollten sie nicht schwärmen. Nun, ich begann an ihren Streichen teilzunehmen; weil — sagen sie — jetzt alle gebildeten Leute selbst in Petersburg in tollen Streichen und Ausschweifungen keine Sünde sehen. Ist es denn möglich, sage ich mir, daß

man in der That so auftreten muß, wenn man gebildet sein will? Ich sinne darüber nach, aber ich habe niemandem, den ich um Rat fragen könnte, und meine Bedenken schwinden nicht. Jetzt aber ist es mir klar geworden. Und ich sage mir: Wenn ich jetzt sofort stürbe, wie würde ich vor Gott hintreten? Schrecken bemächtigte sich meiner. Ich hatte mich schon so verstrickt, daß meine Kräfte nicht ausreichten, mich zu befreien. Da kam ich denn zu Dir. Belehre mich! Ich werde alles gestehen, ich bin jetzt in der richtigen Geistesstimmung.

Ich empfand Mitleid, aufrichtiges Mitleid mit diesem alten Manne, der mit einer gewissen Gutmütigkeit seinen sündhaften Stolz und seine durch Unwissenheit hervorgerufene Selbsttäuschung vor mir darlegte. In dieser Unwissenheit lag seine ganze Verteidigung und vor dem Herrn, der ohne Ansehen der Person urteilt, seine ganze Rechtfertigung.

— Der Herr hat Sie zur Zeit Ihrer Schwäche heimgesucht, sprach ich zu dem Kaufmann, der Herr wird Sie auch belehren und Sie nicht verlassen in Ihrer Reue und auf dem neuen Pfade, auf dem Sie fortan wandeln werden, wenn nur die Erkenntnis Ihrer Verirrung eine aufrichtige ist. Wer Sie so lange und in so böser Absicht vom rechten Wege abzulenken suchte,

das zu untersuchen, ist nicht meine Sache, aber ich errate, wer es war.

— Lehrer, Batjuschka, gab es bei uns genug. Es ist nun einmal so eine Zeit. Unsereinen, einen dummen Kaufmann, kann eben offenbar jedermann mit Leichtigkeit falsch unterweisen.

— Sehen Sie also, sage ich, man muß sich hauptsächlich um folgendes kümmern: wodurch Sie gesündigt haben, dadurch müssen Sie auch Heilung suchen. Die Bildung ist eine schöne Sache, sobald sie auf der göttlichen Wahrheit beruht, und sie ist eine mächtige Waffe gegen die Versuchung des uns heimsuchenden Satans, und die Bildung, die nicht auf der göttlichen Wahrheit, sondern nur auf dem Menschenverstande fußt, bringt nichts als Übel hervor. Sie kommt auch vom Satan, denn vor allem erfüllt sie den Menschen mit Stolz; die Lehre aber, die auf dem rechten Glauben beruht, lehrt uns vor allem Demut: wer der höchste sein will, der sei der Knecht aller, hat Christus gesagt.

Ich merkte an den Augen des Alten, daß er aufmerksam zuhörte. In der Gemütsstimmung, in der er sich befand, konnten auch die Thränen nicht überraschen, die ihm von Zeit zu Zeit in die Augen traten, und die er ungehindert über den sein Gesicht einrahmenden

grauen Bart fließen ließ. Kaum hatte ich geendet, so verneigte er sich vor mir.

— Gieb mir Deine Hand, Batjuschka!

Ich reichte ihm die Hand. Er küßte sie.

— Schon lange habe ich einem Popen die Hand nicht geküßt, sprach er. Wozu die Sünde verheimlichen? Deine Hand küsse ich mit besonderem Behagen, weil Du zu reden und das Herz zu rühren und zu zerreißen verstehst. Ich will Dir etwas sagen: so wie jene mich so zu sagen auf einen Berg emporgehoben hatten, mich dummen Bauer auf einen Berg — verstehst Du? — so hast Du mich vom Berge herabgestürzt, und ich liege nun da, herabgestürzt, und lache selbst über meinen Stolz. Doch das Lachen führt zu nichts, man muß aufstehen und gehen. Nur kann ich, siehst Du, nicht allein den Weg des Verstandes, statt der Sünde gehen; komm Du mit mir, Batjuschka, erweise mir die Gnade, ich werde alles thun, was Du sagst, ich werde eine Schule einrichten, wie Du sie verlangst, auch zwei . . .

Der Alte stockte. Ein Strom von Thränen brach sich Bahn . . .

— Ich habe nur einen Gram: ich habe niemanden, mit dem ich meine herzliche Freude darüber, daß ich Gott gefunden habe, teilen könnte, sagte der Alte, indem er sich an die Brust schlug. Wenn meine Alte noch

lebte — doch sie ist auch nicht mehr — und die Söhne ... Gott weiß, wie die jetzt sind ... gestatte mir also, Dich zu besuchen, wenn mir schwer ums Herz sein wird und ich das Bedürfnis haben werde, mich auszusprechen.

Mit tiefer Rührung umarmte ich den Alten.

— Wenn Zeit ist, sage ich zu ihm, bin ich bereit, auch den ganzen Tag Sie anzuhören und mich mit Ihnen zu unterhalten wie heute, denken Sie aber an das, was ich heute in der Kirche gesagt habe: das Gefühl allein genügt nicht, man muß auch zur Ehre Gottes wirken, man muß sich abmühen ... beschäftigen Sie sich mit ihrer Fabrik, errichten Sie wieder eine Schule, richten Sie ein gutes Krankenhaus für ihre Arbeiter, eine kleine Kinderbewahranstalt ein, — da ist Arbeit für Sie!

— Batjka, nimm hunderttausend Rubel und mache damit, was Du willst, ich verstehe es ja nicht.

— Was sagen Sie da! Was sagen Sie da! Lassen Sie das gut sein! Eine solche Demut ist schlimmer als Stolz. Hier ist nicht Geld nötig, sondern Arbeit, herzliche Teilnahme, Sie müssen alles selbst verrichten. Wenn Sie nicht selbst gute Werke vollbringen, sondern andere damit beauftragen werden, wird der böse Mensch wieder die Herrschaft über Ihre Seele gewinnen. Ihre

Seele muß aber nur mit Liebe zu Gott und dem Nächsten erfüllt sein.

— So, so, das ist wahr, Sie haben Recht, sagte der Alte.

— Jetzt aber bereiten Sie sich vor allem zum Abendmahl vor, das heißt, bereiten Sie Ihre Seele vor auf die Vereinigung mit Christo.

— Gott sei mir armen Sünder gnädig! sprach der Alte, bekreuzte sich und empfing dann meinen Segen.

— Gottes Segen komme über Sie und bleibe stets bei Ihnen!

## XXXII.

## Gute Augenblicke.

Als ich am folgenden Tage erwachte und mich alles dessen entsann, was sich ereignet hatte, war mir wunderbar leicht ums Herz.

Ich fühlte, daß sich jetzt blauer Himmel über uns befand, nachdem lange Zeit Wolken über uns geschwebt und mehr als einmal Stürme gewütet hatten.

— Nun, sprach ich am Morgen zu meiner Frau, mir scheint, daß wir uns jetzt mit der Schule beschäftigen können . . . jetzt wird uns niemand stören?

— Das können wir, erwiderte sie.

Nachdem wir mit Awdulin beratschlagt, beschlossen wir, morgen eine neue Schule zu eröffnen und sie in meinem Hause unterzubringen, doch an demselben Tage kam der alte Fabrikant zu mir, der tags zuvor bei mir gewesen, und bat mich, die neue Schule im Gebäude der alten einzurichten.

Awdulin, der Vater Diakon und ich verteilten untereinander die Unterrichtsstunden.

Inzwischen reiste der Beamte des Gouvernements ab. Vor seiner Abfahrt ließ er mich rufen.

— Nun, sind Sie zufrieden, Batjuschka? fragte er mich.

— Gott sei Lob und Dank! sagte ich. Ich danke Ihnen für den uns gewährten Schutz!

— Haben Sie keine Forderungen mehr?

— Keine, sage ich. Ich hatte auch früher persönlich keine . . . und die feinen Herrchen hat man eingefangen?

— Noch nicht . . . doch ich hoffe, daß sie eingefangen werden.

— Ich erlaube mir, anzunehmen, daß sie werden verborgen bleiben, sage ich.

— Keineswegs! erwiderte der Fürst in überzeugungsvollem Ton.

Mit diesem „keineswegs!" schieden wir.

Am Abend kam der alte Philipp zu mir und begann mich zu versichern, daß weder Anfimow, noch der Kirchen-Älteste entflohen seien, sondern einfach zu Hause sitzen, im Keller verborgen.

Am Tag der Eröffnung der Schule fanden sich zu meiner Überraschung eine Menge Bauern ein, die mir ein Heiligenbild und Brot und Salz überbrachten.

Ich ging zu ihnen auf die Freitreppe hinaus und fragte:

— Was ist Euch gefällig, Brüder?

— Wir kommen zu Dir, Batjuschka, um Dir unsere Dankbarkeit auszudrücken.

— Wofür?

— Nun dafür, das Du uns von unserem Widersacher befreit hast . . . Wir hatten schon genug durch ihn gelitten.

— Wer war das?

— Wie denn? Unser Ältester! Denn — Die Wahrheit zu sagen, wie vor Gott — es war ein roher Mensch, wir hatten viel von ihm zu erdulden.

— Daß er roh war, das ist noch das geringste, unterbrach ihn ein anderer Bauer . . . aber er bedrückte uns . . .

— Weshalb hattet Ihr ihn denn erwählt? fragte ich.

— Weiß man denn, wen man wählt, wenn in der Gemeindeversammlung gewählt wird? Gewöhnlich weiß man es nicht. Der Friedensrichter empfahl uns, ihn zu wählen . . . so wählten wir ihn. Und ohne Deine Gnade wäre er noch jetzt bei uns.

— Nein, Brüder, das ist durchaus nicht mein Werk. Der Älteste hatte ein Verbrechen begangen, deshalb wurde er abgesetzt. Es heißt, daß er entflohen ist?

— Wer weiß das? Es heißt, daß er entflohen ist, aber er ist wohl nicht entflohen, denn wozu sollte er fliehen? erwog einer der Bauern. Man sagt, daß er nichts zu fürchten brauche, weil das Gesetz nicht für ihn geschrieben sei . . . Wir haben aber noch eine unterthänigste Bitte an Dich. Erweise uns die Gnade und überrede unsern Schreiber, zu bleiben.

— Awdulin?

— Ja, ganz richtig. Wir haben gehört, daß er sein Amt nicht länger behalten will . . .

— Nein, Kinder, diesen Auftrag kann ich nicht übernehmen. Ihr habt ihn selbst den Kränkungen preisgegeben, und es kann ihm jetzt nicht passen, bei Euch ein Amt anzunehmen.

— Wir haben ihn keinen Kränkungen preisgegeben, wir doch nicht . . . wir haben uns dem gefügt, was man uns mitteilte, aber wir haben nichts gegen ihn, im Gegenteil, wir achten ihn sehr hoch, weil er ein braver Mensch ist.

Ich rief Awdulin zu der Verhandlung, aber er lehnte den Antrag entschieden ab.

— Um hundert Rubel wollen wir Ihren Gehalt erhöhen! rief einer.

— Wir nehmen einen Gehilfen für Sie an! rief ein anderer.

Aber Awdulin blieb unerbittlich.

Er lehnte alles dankend ab.

Es wurde schließlich vereinbart, daß Awdulin ihnen einen Ersatzmann aussuchen solle.

Am Abend dieses Tages saß ich lange mit meiner Frau beisammen und besprach alles, was wir zum Wohl unserer Gemeinde unternehmen müßten.

Die Zukunft erschien vor uns in den verlockendsten Farben.

Kaum hatten wir eine Aufgabe erwogen, so gedachten wir schon einer andern; so beschlossen wir, außer der Schule, auch Sonntagsunterhaltungen für die erwachsenen Bauern zu veranstalten und einen vollständigen Feldzug gegen die Trunksucht zu eröffnen.

Dann schufen wir in Gedanken eine Bücherei für unser Dorf.

Ich diktierte, und meine Frau schrieb die Aufschriften der Bücher auf, die wir zunächst verschreiben wollten.

Wir beschlossen auch, uns mit der Gründung eines Kirchensänger-Chors zu beschäftigen, da uns der für Geld gedungene Sänger-Chor der hohen Bedeutung der Sänger in der Kirche nicht zu entsprechen schien.

Kurz gesagt: wie ich es am Anfang meines Tagebuches ausgesprochen, eine Menge Pläne für das Wohl unserer Gemeinde und zur Ehre Gottes erfüllten unsere

Herzen, und wenn uns etwas Sorgen bereitete, so war es nur die schwierige Frage: womit sollen wir beginnen?

Und begonnen mußte so schnell als möglich werden.

Der nächste Tag war der einundzwanzigste Tag seit Antritt meines neuen Amtes.

Es kam die Post und brachte mir den Brief meiner Mutter, der mir den Tod meines Vaters anzeigte, den ich ganz zu Beginn meiner Erzählung mitgeteilt habe.

Er brachte, wie ich schon erwähnt, einen großen Eindruck auf mich hervor.

Ich konnte nicht im geringsten an der Wahrheit der väterlichen Ratschläge zweifeln: zu klar prägte sich mir eine höhere Eingebung in diesem gewiß beachtenswerten Briefe aus.

Unter heißen Thränen las auch meine Frau diesen Brief.

— Von heute an, sprach ich, werden wir, eingedenk der Worte des geliebten Vaters, nur an das Heute denken, und Gott preisen

Tag für Tag.

## Nachwort.

Seitdem sind vier Wochen vergangen. Ich bin nicht mehr Geistlicher des Dorfes Ju—ki, ich habe eine andere Pfarre erhalten. Der Wille des Herrn geschehe! So unerwartet und schwer mich seine Hand getroffen hatte, sollte ich demütiger Priester es nicht geduldig und sanftmütig ertragen? Ich war wegen meines unruhigen Wesens versetzt worden. Der Erzbischof teilte mir das selbst mit. Der ganze Hergang war folgender: Zwei Wochen waren seit dem Tage vergangen, an dem ich die Nachricht von dem Tode des Vaters erhielt. Ich las täglich eine Totenmesse für ihn, meine Schule nahm, dank dem Vater Diakon, Awdulin und dem außergewöhnlichen Eifer unseres Neubekehrten, einen erfreulichen Fortgang; das Gerede unserer Verbündeten war verstummt; der Untersuchungsrichter hatte sich, nachdem er verhört, wen er verhören konnte, in

seine Wohnung zurückgezogen; von den Flüchtlingen war keine Spur, einer sagte, sie seien nach Moskau geflohen, ein anderer versicherte, daß sie sich heimlich in Ju–ki aufhielten, und nur bei Nacht zum Vorschein kämen; jedenfalls herrscht nun im ganzen Dorfe sichtlich Ruhe; allmählich begannen die Gemeindeangehörigen zu mir zu kommen, um sich Rats zu erholen, und sie fingen sichtlich an, mir Vertrauen zu erweisen. Es fehlte nur noch eine Woche zur Trauung Awdulins. Kurz gesagt, seitdem ich mit meiner Frau beschlossen hatte, nur für den heutigen Tag zu sorgen, und seitdem wir die Verwirklichung unserer wohlthätigen Absichten auf den Augenblick verschoben hatten, in dem sie Gott angenehm sein würden, erschien uns unsere Zukunft in freundlicherem Lichte.

Eines Abends ging ich aus, um ein wenig zu lustwandeln. — Da fällt mir in der Hauptstraße eine bekannte Gestalt auf; ich blicke schärfer hin und erkenne den ehemaligen Lehrer Skorlupow. Er verbeugt sich vor mir und kommt auf mich zu.

— Wie sind Sie wieder zu uns geraten? sage ich, außer stande, meine große Verwunderung zu verbergen.

— Ach so, Gott ist gnädig, wie Sie sehen, erwiderte mir Skorlupow mit spöttischem Lächeln. Ich saß

eine Weile und dann ließ man mich frei. Ich habe mich völlig rein gewaschen.

— Nun, das habe ich nicht erwartet, das muß ich gestehen. Und Sie kommen wieder hierher?

— Nein, beruhigen Sie sich, ich komme nur meine Sachen abzuholen . . . das heißt, Sachen hat unsereins eigentlich nicht, nur Bücher . . . und dann will ich mich irgendwohin begeben, wo die Popen nicht so bissig sind wie Sie, Batjuschka. Aber auch Ihnen, Batjuschka — gedenken Sie meiner Worte — wird es nicht zum Heil gereichen; wenn man auch mit uns Nihilisten kein Mitleid hat, so hat man doch auch Euch Eiferer für Rechtgläubigkeit und Sittlichkeit nicht mehr sehr lieb. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.

Und der junge Nihilist lüftete die Mütze und ging weiter.

— Und haben Sie Ihren Wohlthäter gesehen? rief ich ihm nach.

— Wie denn nicht! Er hat mir zugeredet, Geistlicher zu werden, aber ich bin noch zu jung, tauge noch nicht dazu und habe daher abgelehnt.

Mir war schon viel Wunderliches begegnet, doch wer konnte eine solche Wunderlichkeit für möglich halten, daß dieser Lehrer sich mir gegenüber als Prophet erweisen sollte.

Als ich an diesem Abend nach Hause kam, fand ich eine Vorladung „in dringenden Angelegenheiten“ zum Kirchenaufseher vor.

— Nun, denke ich, das ist nichts gutes. Soviel ich von anderen Leuten gehört und auch selbst gesehen habe, kommt bei Vorladungen zu den Kirchenaufsehern selten etwas Gutes heraus — viel eher etwas Schlimmes.

Am folgenden Tage begab ich mich zu ihm. Ich wurde ebenso freundschaftlich empfangen wie das letztemal. Wieder hielt er lange meine Hände fest und ließ mich dann neben sich Platz nehmen.

— Was wünschen Sie, Vater Kirchenaufseher? sage ich.

— Folgendes: Seien Sie mir nicht böse, wenn ich mehr aus Freundschaft, mehr aus Zuneigung als in dienstlicher Eigenschaft Ihnen eine kleine Bemerkung, eine Vorstellung mache oder Ihnen einen Rat erteile. Was treibt Sie an, jeden Sonntag Predigten zu halten, und noch dazu selbstverfaßte Predigten? Die Predigt ist etwas Gutes, das bestreite ich nicht, aber wissen Sie, jedes Ding hat seine Zeit. Bei Ihnen leben Leute, die unruhige Köpfe sind. Der eine ärgert sich, der andere bläst sich auf. Im Kreise entsteht Klatscherei und Gerede, und es ist auch schon bis zum Erzbischof gedrungen. Was ist das? sagen die Leute, ein junger

Geistlicher, erst vor kurzem ernannt, und er hält schon Predigten, welche das Volk aufregen. Nehmen wir an, es wären in Ihrem Dorfe Sektierer — schön, ich sage nicht, weshalb ich mit ihnen nicht einmal Sonntags mich auf eine kleine Unterredung einlassen sollte — aber Sie halten, um mich so auszudrücken, Streitpredigten. Ich weiß nicht, aber mir scheint, es wäre besser, das zu unterlassen. Im Auslande ist das gut, aber bei uns nicht, es ist nicht Sitte, besonders bei Landgeistlichen nicht; ein Geistlicher in der Stadt, wissen Sie, kann es immerhin noch thun, ein solcher hat Verbindungen . . . bei uns aber ist es besser, wahrhaftig besser . . . Sie werden entschuldigen, daß ich Ihnen das so freundschaftlich vorstelle . . . es geschieht viel mehr zu Ihrem eigenen Vorteil . . . hehehe.

Und der Kirchenaufseher begann mir die Hand zu drücken.

— Erlauben Sie mir, zu bemerken, Vater Kirchenaufseher, daß ich keine Streitpredigten halte, sondern, so viel mir scheint, nur lehre, in der Annahme, daß das hauptsächlich unser Beruf ist, besonders inmitten so vielen unwissenden Volkes.

— So ists! Sie verrichten ein gutes, Gott wohlgefälliges Werk, ich weiß das alles, aber was ist nun da zu thun? Die vorgesetzte Behörde liebt es eben

nicht, daß die Geistlichen, besonders die Dorfgeistlichen, selbstverfaßte Predigten halten. Und die Wahrheit zu sagen . . . unter uns gesagt: es lohnt sich auch überhaupt gar nicht, Predigten zu halten. Wie viel Leute hören sie denn an? Ich z. B. habe seit neun Jahren in meiner Gemeinde keine Predigt gehalten und habe dadurch bei niemandem Ärgernis erregt, ja weiß Gott, im Gegenteil, mancher ist mir noch dafür dankbar.

— Ich kann Ihnen nicht beistimmen, so gern ich es möchte, erwiderte ich.

— Na, na, lassen Sie es gut sein, ich meine es ja nur so. Sollte mich der Erzbischof befragen, so habe ich gethan, was ich konnte, und dann verantworten Sie es dort selbst, hehehe . . .

Diese Vorladung vor den Kirchenaufseher erschien mir noch seltsamer, als ich, nach Hause zurückgekehrt, darüber nachzudenken begann. Wollen Sie mich etwa, dachte ich, veranlassen, zu schweigen, weil ich sehe und fühle, welchen Nutzen ein vom Herzen kommendes Wort bringt, das unter dem Einfluß der reinen Gebetsstimmung beim Gottesdienst gesprochen wird?

Zweifel und — ich sage es offen, große Unruhe bemächtigten sich meiner.

Am Tage nach der Rückkehr vom Vater Kirchenaufseher erhalte ich durch die Post einen Brief vom

Geheimschreiber des Erzbischofs, in dem er mich benachrichtigt, daß Seine Eminenz mich auffordern läßt, wegen einiger Aufklärungen in die Stadt M. zu kommen.

Ich kam in M. an und begab mich zum Erzbischof. Der Erzbischof empfing mich sofort, nachdem man mich angemeldet hatte. Ich trat ein, erfüllt von einer gewissen beunruhigenden Ahnung, obwohl mein Gewissen mir nicht den geringsten Vorwurf machte. Die Mienen des Erzbischofs erschienen mir gut und sogar wohl geneigt.

Nachdem er mir seinen Segen erteilt, lud er mich ein, mich auf den beim Tische stehenden Stuhl zu setzen, und setzte sich selbst auf den Divan.

— Hören Sie, Gottesstreiter, begann er mit einem Lächeln, ich muß Sie versetzen.

— Wieso? frage ich, ohne im ersten Augenblick den Sinn dieser Worte zu begreifen.

— In eine andere Gemeinde versetzen.

— Mich, Herr Erzbischof?

— Ja, Sie! Sie haben es offenbar Ihren Freunden schon gehörig versalzen.

— Gott Lob, meine Anstrengungen waren nicht vergeblich. Jetzt hat sich alles beruhigt.

— Na, na, hat es sich beruhigt? Das ist ja ein

Nest der Gottlosen; so lange Du das Nest nicht zerstörst, wirst Du die Krähen und Habichte nicht los.

— Ich erlaube mir, Euer Eminenz nur folgendes zu unterbreiten, zum Beweise, daß Dank der Gnade Gottes alles sich beruhigt hat.

Und ich erzählte die Geschichte der Bekehrung des Kaufmanns, der früher ein Beschützer des Lehrers Skorlupow war. Der Erzbischof spielte mit dem Rosenkranz und hörte mich aufmerksam an.

— Es freut mich, das zu hören, sagte er, nachdem ich meine Erzählung beendet hatte. Er mag nun ein Eiferer für das Gute sein, und er wird sich an seinem Platze befinden, Sie aber werde ich in eine Gemeinde versetzen, in der es weniger Lärm giebt.

— Ich erlaube mir die Bitte, Euer Eminenz, mich in meiner Stelle zu lassen, falls es möglich ist, entschloß ich mich, in flehendem Ton und mit flehender Miene mich an den Erzbischof zu wenden, und ich fühlte, wie sich in meinen Augen die Thränen ansammelten.

Der Erzbischof nahm eine scheinbar strenge Miene an, die aber immer noch freundlich blieb.

— Höre, mein Sohn, sprach er zu mir, was ich Dir sage . . . mehr als ein Freund, denn als Dein Vorgesetzter. Höre mich aufmerksam an. Ich bin nicht mehr jung, wie Du siehst. Obwohl ich Mönch bin, habe

ich doch viel gesehen und viel gehört. Fremden, das heißt, solchen Dingen, die nicht wert waren, meine Aufmerksamkeit zu fesseln, habe ich keine Bedeutung zuerkannt, und auf diese Art habe ich, Gott Lob, eine bedeutende Erfahrung erlangt. Wie Du siehst, ist auch mein Herz nicht unempfindlich geworden. Ich bestrebe mich, jedermann freundlich entgegenzukommen, ihn anzueifern, wenn es nötig ist, ihn auszuschelten oder zur Vernunft zu bringen, doch so, daß er dadurch nicht zurückgestoßen wird, sondern mir im Gegenteil näher tritt. Wer mir untergeordnet ist, der erregt in doppeltem Maße meine Teilnahme, sowohl als Mensch, wie als Untergebener. Da gilt es, ihn nicht zu lieben, sondern auch an ihn zu denken, und bisweilen für ihn zu denken, weil mein Gesichtskreis unbedingt ein weiterer ist, als der seine. So will ich Dir z. B. eins sagen: Deine Gemeinde erscheint Dir jetzt als ein irdisches Paradies, ich aber sehe etwas anderes. Ich bin ihretwegen um Dich besorgt. Du denkst, sie werde Dir zum Heile dienen, ich aber bin besorgt, daß sie Dir nicht Schaden bringe. Deine Jugend reißt Dich hin, und wer sich hinreißen läßt, der ist kurzsichtig. Bei Dir ist das erklärlich, bei mir aber wäre es unverzeihlich. — Verstehst Du?

— Sehr wohl verstehe ich, Herr Erzbischof.

Ich hatte wirklich alles verstanden, und seine Worte mir eingeprägt.

— Als ich Dich in diese Gemeinde versetzte, machte ich einen Versuch. Ich wollte sowohl Dich auf die Probe stellen, als auch die Zeit versuchen. Die jetzige Zeit ist derart, daß man sie versuchen muß. Bei einem guten Landwirt hängt ein Barometer an der Wand. Er unternimmt nichts in seiner Wirtschaft, ohne gesehen zu haben, was sein Barometer ausweist, weil von der Witterung die Aussaat abhängt. Für ihn ist es von Wichtigkeit, zu wissen, wie das Wetter sein wird, um nicht von ihm unerwartet überrascht zu werden. So müssen auch wir handeln. Wir müssen die Witterung erforschen, und uns bemühen, unsere geistliche Wirtschaft dem kommenden Witterungswechsel anzupassen. Deine Ernennung gab mir eine unzweifelbare Lehre; auf Dich kann man bauen — das ist eins; und die zweite Lehre, die sie mir gab, ist, daß übermäßiger Eifer nicht zu der jetzigen Zeit paßt. Es nützt vielleicht für einen Tag, schadet aber für lange Zeit. Weißt Du, was für eine Zeit jetzt ist?

— Ich weiß es, Herr Erzbischof, erwiderte ich, und dachte an den Brief meines Vaters.

— Jetzt müssen die im Namen des Herrn Wirkenden ebenso vorsichtig auftreten wie die ersten Christen,

um nicht zum Schaden der Kirche gegen sich die Fürsten dieser Zeit in Harnisch zu bringen, die da sind der Unglaube, die Gewinnsucht, die Schwelgerei, die Selbstvergötterung und vor allem die Eigenliebe. Du hältst, wie ich gehört habe, begeisterte Predigten, sprichst gut, wie man mir mitgeteilt hat, es ist Dir auch gelungen durch diese Predigten Gutes zu wirken, und es scheint Dir, daß aus ihnen nichts als Vorteil entspringen kann. Ich aber sehe und erkenne etwas anderes: weißt Du denn, daß man heute überzeugungsvolle Reden bei uns nicht liebt, und daß, wenn Du im Dorfe eine Predigt hältst, nicht viel fehlt, daß fast das ganze Gouvernement sie als eine Anspielung auf seine eigene allgemeine Zügellosigkeit auffaßt. Jeder, der keine so lebhafte Überzeugung besitzt wie Du, fühlt sich durch ein überzeugungsvolles Wort in seiner Eigenliebe gekränkt, und allmählich, fast unmerklich bildet sich folgende Meinung heraus: es wäre besser für ihn, nicht zu sprechen und sich ruhig zu verhalten. Wenn Du trotzdem fortfahren wirst, überzeugungsvolle Reden zu halten, dann wird diese Meinung sich in das Urteil einer feindlichen, gegen Dich erregten Stimmung verwandeln. Begehe dann nur einen Fehltritt, und alle werden darüber herfallen und werden verlangen, daß ich Dich zu grunde richte — nicht deshalb, weil Du einen Fehltritt begangen,

sondern um Dich vom Erdboden hinwegzufegen wie einen kleinen Spiegel, der die großen Ungebührlichkeiten widerspiegelt. Heute sind — um es Dir mit schlichten Worten zu sagen — die Diener Gottes und der Wahrheit nicht in der Mode; die Diener des Mammons fühlen sich ohne sie beengt, und noch mehr in ihrer Gegenwart; wo sich eine Schar unsauber gekleideter Leute sammelt, dort bringt das Erscheinen eines einzigen Menschen in sauberer Kleidung eine feindliche Stimmung in dem Haufen hervor. Verstehst Du mich?

— Ich verstehe, Herr Erzbischof, erwiderte ich tiefbetrübt Seiner Eminenz.

Seine Worte hatten mich schon längst dem hellblauen Himmel entrissen, der sich vor zwei Tagen über mir wölbte, und düstere, traurige Wolken umgaben mich.

— Wenn Du mich verstehst, fuhr der Erzbischof fort, so mache mir keinen Vorwurf und rege Dich nicht auf, wenn ich mich entschließe, Dich in eine andere Gemeinde zu versetzen. Ich habe hier so viel Klagen, die sich mittelbar gegen Dich richten . . .

Und der Erzbischof erhob die Hand über dem Tisch.

— Die Wahrheit zu sagen, laufen sie alle darauf hinaus, daß Du zwar ein Mensch mit den besten Ab-

sichten, aber ein unruhiger Kopf bist. Ich prüfe diese Klagen und erwäge, was besser ist: Dich gegen die Leute, die Dir übel gesinnt sind, in Schutz zu nehmen oder Dich in eine andere Gemeinde zu versetzen. Ich habe lange überlegt. Aufmerksam habe ich Dich beobachtet. Wenn ich Dich an Deiner Stelle lasse, wird man auch mit mir unzufrieden sein, und Dich wird man auf irgend eine Weise unter zu bekommen suchen. Es ist aber notwendig, daß man sowohl mit mir zufrieden sei als auch Dich verschone, weil die Ernte groß und der Arbeiter wenige sind. Wie soll ich das beginnen? Es giebt keinen andern Ausweg, als Dich in eine friedlichere Gemeinde zu versetzen, für Deine bisherige Gemeinde aber einen kaltblütigeren Menschen zu ernennen und zu Gott zu beten, daß er diesen kaltblütigen Menschen vor Gleichgiltigkeit bewahre, damit die Saat, die Du ausgestreut hast, nicht von den Raubvögeln aufgepickt werde. Du aber, Du wirst Dich noch zu vielem eignen; Dich können sie in der Erniedrigung lieb gewinnen, wie sie Dich gehaßt haben, als Du erhöht wurdest. Das, mein Sohn, wollte ich Dir als Dein Oberhirt sagen. Ziehe mich deshalb nicht zur Verantwortung und tadle mich nicht!

Der Erzbischof umarmte mich, und ich küßte tief gerührt seine Hand.

— Du wirst eine gute Pfarre erhalten, sei unbesorgt, nur in einem andern Kreise . . . und vielleicht werde ich Dich an der Hauptkirche der Stadt W. unterbringen.

Mit diesen Worten erhob sich der Erzbischof. Er schwieg etwa eine halbe Minute, als ob er über etwas nachdächte.

— Ach, sagte er plötzlich, wenn doch die Zeit und die Menschen nicht so wären, was ließe sich in unserem Lande und mit unserem Volke zur Freude des Herrn vollbringen . . . Doch das läßt sich nicht ändern, man muß den Satan bitten, daß er Euch aussäe wie Weizen, hat Christus gesagt . . . und jetzt ist es ebenso.

Ich sehe den Erzbischof an und bemerke, daß große Thränen über sein Gesicht herabrinnen, das zwar greisenhaft, aber von frischer Färbung ist. Es schmerzte ihn offenbar, diese Worte auszusprechen. O, wie schmerzte es auch mich, sie zu hören! Etwas Teueres, Geliebtes riß sich schmerzhaft von meinem Herzen los und nahm bald das Aussehen der Schulstube, bald die verschönerten Züge des Kaufmanns an, bald die Züge des uns fast verwandt gewordenen Brautpaares Awdulin, bald das Aussehen unseres wunderschönen Gotteshauses.

— Siehst Du, sprach der Erzbischof zu mir, siehst Du diese meine Thränen? Erinnere Dich ihrer stets,

wenn Du in gedrückter Stimmung sein wirst, und sage Dir: wer heute Christus weniger lieben will als die Menschen, der muß bis zu Thränen leiden. Und nun leben Sie wohl! sagte der Erzbischof. Sie werden von meinem Geheimschreiber weitere Anweisungen erhalten, denken Sie aber daran, daß ich Sie nicht vergessen werde.

Und der Erzbischof segnete mich.

— Gott gebe Ihnen seinen Segen und beschütze Sie!

Ich verließ das Zimmer.

— O Gott, dachte ich, welch schweres Kreuz kann dem Menschen in der allerkürzesten Zeit fürs ganze Leben auferlegt werden!

---

Da läßt sich nichts thun, ich muß mich fügen und all die Liebe zu dem Orte der ersten Ernte unterdrücken, die in mir glühte — dieser Gedanke beherrschte dank der Gnade Gottes meine Geistesstimmung in dem Augenblicke, als ich von Seiner Eminenz schied. Ich fühlte nicht nur eine Linderung meines Harmes, sondern — ich sage es ganz offen — ich fühlte mich glücklich bei dem Schlag, der mir durch diese Worte und durch die

Art, wie sie vorgebracht wurden, versetzt worden — durch die Worte, die ich nicht nur aus dem Munde, sondern aus dem Herzen meines Erzpriesters vernommen hatte. Solche Eindrücke bleiben in unzerstörbarer Lebhaftigkeit und in ihrem wohlthätigen Einfluß auf die Seele das ganze Leben lang erhalten. Welch traurige Bedeutung die Worte, die der Erzbischof zu mir gesprochen hatte, in bezug auf die Geschicke unserer Zeit und besonders unseres teuern Vaterlandes auch haben mochten, so lag doch in dieser Trauer der tröstende Gedanke an die Empfindungen, mit denen ich, ein bescheidener Landgeistlicher, in meinem Erzpriester eine so glänzende und liebe Persönlichkeit entdeckte. Ich konnte diesen Zustand mit dem Augenblick vergleichen, in dem die Apostel inmitten des tobenden und sie bedräuenden Meeres die Gestalt Christi über die Wellen daherkommen sahen: beruhigte die Apostel nicht schon, bevor noch Christus dem Sturm Einhalt geboten, der Anblick dieser Ruhe, die von seinem Gesicht ausstrahlte, als er inmitten des Sturmes erschien? So erging es auch mir: die Erkenntnis des mich umtosenden Lebenssturmes nahm immer mehr zu, sowohl an Umfang als an Vertiefung, aber der Anblick des inmitten des Sturmes ruhigen und weisen Erzpriesters beruhigte mich, stärkte meinen Mut.

Es war mir ein Trost, daß meine Frau über die

Nachricht von meiner Versetzung unendlich erfreut war. Das Frauenherz fühlte sich befreit von den schreckenden Sorgen und Befürchtungen betreffs der Zukunft. Awdulin und seine Braut äußerten den festen Entschluß, dort zu leben, wohin wir würden versetzt werden. Einen ganz anderen Eindruck aber brachte die Kunde von unserer Abreise auf unsern neuen Verbündeten, den neu bekehrten Kaufmann hervor. Er wurde betrübt und war nahe daran, zu verzagen, so daß er am Abend des Tages, an dem er meine Versetzung erfahren hatte, zu mir kam und erklärte, er werde alles verkaufen und aufgeben, und werde mit uns dorthin übersiedeln, wo ich leben werde, indem er versicherte, daß er ohne mich nicht leben könne.

— Und die Schule, sage ich, und Ihre Arbeiter, und Ihre Waisen? Schämen Sie sich denn nicht? sage ich. Nein, Sie müssen hier bleiben, unbedingt hier bleiben, und für Gott wirken. Das sage ich Ihnen nicht nur so leichthin, sondern aus fester Überzeugung, daß es völlig mit Gottes Willen übereinstimmen wird. Denken Sie nur daran, wie viel Menschen Sie um ihr Glück berauben und wie viele Sie unglücklich machen würden.

Der Alte wurde nachdenklich.

— Gut, sagte er, ich bleibe. Der Vater Diakon

soll mein Freund werden. Ich habe nur noch eine demütige Bitte an Dich, Batjka, schlage sie mir nicht ab ... hörst Du? Ob Du dort gute Menschen finden wirst oder nicht, das weiß Gott allein, aber eine Schule ist immerhin nötig ... nimm also von mir Geld zur Einrichtung einer Schule oder wozu Du willst, und ich will mich hier wegen meiner Unternehmungen weiter plagen ... erweise mir diese Gnade, schlage es nicht ab.

Der gute Alte spendete für die zu errichtende Schule 5000 Rubel.

— Und wenn meine Sterbestunde kommt, werde ich Dich benachrichtigen, dann komm' zu mir, wenn ich nicht selbst komme ... denn man muß sich vorbereiten, muß die Wegzehrung empfangen, ein Totenamt ist zu halten, und zu alledem will ich niemanden außer Dich.

Der Alte war bis zu Thränen gerührt. —

Der Vater Diakon nahm die Nachricht so hin, wie er eine jede Nachricht hinnahm, wenn man so sagen kann: mit einer gewissen schmerzhaften Weisheit.

— Darauf mußte man gefaßt sein, sagte er, indem er seiner Gewohnheit gemäß den Kopf neigte.

— Weshalb denn? frage ich.

— Darum, weil Sie, Batjuschka, als Lebender in das Reich der Toten kamen und die Toten schreien: Laßt

uns Tote unsere Toten begraben, und belästigt uns nicht mit den Lebenden!

Am schwersten fiel mir der Abschied von der Schule. Es war ein kalter, windiger, regnerischer und düsterer Tag. Mir fehlt die Kraft und die Gabe, wiederzugeben, was mein Herz an diesem Tage empfand. Ich trat in meine Schule. Sie war so voll Kinder wie noch nie. Tiefes Schweigen herrschte. Ich teilte den Kindern mit, daß ich fortgehe. Ich wollte noch etwas sagen, doch mir fehlte die Kraft; Thränen traten mir in die Augen und erstickten meine Stimme. Es war mir leid um dieses aufkeimende Feld, auf dem jedes Samenkorn so gut emporsproßte. Die Knaben und Mädchen hörten meine Mitteilung schweigend an. Ihre Gesichtchen verlängerten sich, ein düsteres Wölkchen flog darüber hin, und ich kann gar nicht sagen, wie der Anblick dieses Wölkchens mir das Herz zusammenpreßte. Ich sah sie an, und trotzdem ihrer viele waren, fühlte ich doch, daß ich sie mit einem Blick alle und jedes einzeln umfasse. Unsere Blicke kreuzten sich, und es schien, daß wir einander verstanden hatten. „Was wird nun aus Euch, liebe Kinder?" fragte mein Herz. „Was wird aus Dir, geliebter Lehrer? sagte mir ihr Blick. Wir beteten an diesem Tage inbrünstig einer für den andern.

Und es giebt im Meere keine schönere und wert-

vollere Perle als diese Kinderthränen, die in ihren Augen nicht versiegten, als ich mich nach dem Gebete zu ihnen wandte und jedes zu segnen begann.

---

Weshalb habe ich all diese Erlebnisse der Öffentlichkeit übergeben?

Um jemanden zu verdammen oder zu entlarven?

Nein, ein Landgeistlicher ist nicht von Gott berufen, die zu richten, die gegen seinen Willen, seine Gebote verstoßen, und noch weniger über die Zeit und die ganze Gesellschaft.

Ich schrieb diese Zeilen ohne Erbitterung, mit der Empfindung, mit welcher der Apostel uns empfahl, einer dem andern seine Sünden zu bekennen, zur Stärkung unserer schwachen Kraft und zu gegenseitigem Trost. Weil die Menschen in vielen Lebenslagen gegen den Glauben und noch mehr gegen den Nächsten gleichgiltig geworden sind, sollen etwa deshalb diejenigen, denen Gott die Gnade erwiesen hat, sie vor diesen Gebrechen zu bewahren, ihnen gegenüber böser oder strenger auftreten? O nein! Wenn der Herr das Böse und die Übelthäter duldet, dürfen wir da uns erkühnen, ihm gegenüber ungeduldig zu werden? Ja, sind wir denn

besser als die, welche wir richten möchten? So dürfen wir nicht denken; sind wir im Gegenteil nicht verpflichtet, uns für schlechter zu halten als die Allerschlechtesten? Wie viel Gelegenheit bietet sich uns dann zur Selbstbesserung, zur Strenge gegen sich selbst, zur Nachsicht und Liebe zum Nächsten!

Ich hatte mir die Aufgabe gestellt, alles zu erzählen, was mir widerfahren, um zu zeigen, wie Gott, indem er die bestraft, die sich gegen ihn versündigen, auch in den schwersten Augenblicken des Lebens die ihm Verbündeten nicht verläßt.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.

# Fürst K. W. Meschtscherski.

## Tag für Tag.

Meščerskij, Vladimir Petrovič,

Tag für Tag

Leipzig 1891